

# Illustrierte Frauen-Zitung

Hest 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten. Bei Voransbezah-  
lung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 11. November 1894.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Voransbezah-  
lung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahrg.



Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva).

Nach einer Photographie von A. Mandy, Batareß.

Siehe Seite 174.

Nachdruck verboten.

## Junker Sonnenschein.

Novelle von M. Kirchner.

**D**o der Taunus über Homburg hinweg nach der Main-Niederung blau hinabflügt, liegt ein gesegneter Fleck deutscher Erde. Feld und Wiesen, Busch und Au umspannen unzählige wohnliche Dörfer und Städtchen mit üppig grüner Umrahmung. Die hohen, spitzen Giebel der alten Ziegeldächer, die kleinen, bläulich glänzenden Fenster in den Riegelwänden, die Obergeschosse, weit vorspringend in den krummen, winkligen, ungepflasterten Straßen, sprechen von behaglichem Verharren bei alter Sitte, vom Anhängen an alt hergebrachte, ererbte Gewohnheiten. Die Häuser stehen dicht aneinanderdrängt, meist um Schloß und Kirche herum, gleichsam Schulter an Schulter, wie brave Soldaten im Kampf; aber von Kampf und Streit ist da draußen in dem friedlichen Gau nicht viel zu hören. Die mächtigen Linden und Wallnußbäume der Gärten rauschen ruhig und freundlich ihr ewiges Lied, und die Nidder schlängelt sich scheinbar planlos in labyrinthischen Windungen durch das Geißfeld, als würde es ihr schwer, davon zu scheiden. Dort, wo im Osten ein niedriger Höhenzug die Wetterau umsäumt, erhebt sich auf seinem Rücken, dicht über einem Städtchen, das noch altväterischer und gemütlicher aussieht als die übrigen, ein schwerfälliger Herrensitz. Im Geviert gebaut um einen mit Laubengängen eingefassten

Blumengarten, hart am Schloße, sieht man um die Mittagszeit an warmen Frühlingstagen eine alte Dame in schwarzem Kleide, schwer auf den Arm eines überschlanken, früh ergranten Mannes gestützt, langsam, fast tastend auf und niedergehen. Ein zottiger, schwarzer Pudel trabt auf seinen, ausgeschorenen Pfötchen langsam hinter dem Paar; er zwinkert in die Sonne und lässt die Ohren trüb und gelangweilt hängen. In seinem Pelze zeigen viele weiße Haare den langen Lauf aller vorübergegangenen guten und schlechten Zeiten, und jetzt findet er Schloß und Welt längst trüb und langweilig. Er gähnt und zeigt seine seingeschwungene rosige Zunge und sein mangelhaftes Gebiß, — knurrt, reibt seinen krausen Kopf an dem Beine seines Herrn und bettelt um eine Liebkosung.

„Schon gut, Alter,“ klingt eine weiche, müde Stimme zu dem Hund hinab. „Bis später! Wir gehen noch miteinander spazieren.“ Und ängstlich wehrt er dem Thiere, das zu seinen Füßen schwerfällige Sprünge macht, damit es nicht der alten Frau lästig werde, deren mühsamen Gang er stört.

Auf und ab vor der schwärzlichen Schloß-Front, deren Dunkel selbst der hellste Sonnenschein nicht ganz zu erklären vermag, gehen die beiden Gestalten schweigend und in sich versunken, als suchten ihre Gedanken rückwärts nach einem verlorenen Glück.

Es war nicht immer so düster gewesen da oben.

Die blonde Frau von Reineck war zwar früh verwitwet mit zwei Söhnen in dem alten Herrensitz zurück-



König Carol I. von Rumänien.

Nach einer Photographie von A. Mandy, Batareß.

Siehe Seite 174.

geblieben; aber damals hallten Säle und Gänge von hellem Lachen wider, und über das schmächtige Gesicht des ältesten Sohnes, des jungen Majorats-Herrn, flog's wie eitel Freude, wenn durch die Räume im Schloß, in denen die Möbel mit den steifen Lehnen und den hartgepolsterten Sitzen seit Menschengedenken immer gewissenhaft auf demselben Platze standen, ein kleines Büschchen hindurch wirbelte, die blonden Locken im Nacken, mit blauen Augen hell und lebendig in die Welt ausschauend, die Hände voll Spielzeug und den Kopf voll mutwilliger Streiche, für deren schlimmste der scheiniiche Mund schon durch ein Lächeln Verzeihung zu gewinnen wußte.

Dieser lustige Kobold war das Schlosskind im Schloße, der spät geborene jüngste Sohn, der immer nur Junker Sonnenschein hieß. Wenn er's einmal allzu schlimm getrieben, wenn Strafen angedroht wurden und die Execution unvermeidlich schien, dann entslüpfte der Junker allemal

seinen Peinigern und suchte den älteren Bruder, flog ihm um den Hals, beichtete flüsternd zwischen Lachen und Schluchzen alle seine Uebelthaten und beteuerte feierlich, er wolle es auch nie wieder thun, wenn ihm nur diesmal noch verziehen würde! — Und so siehend bat die bebende Stimme, — die blauen Augen glänzten dazwischen so mutwillig und verwegend auf, daß das Herz des Bruders niemals Stand hielt und er die Verantwortung für begangene Nachlässigkeiten und Verschuldungen des Jüngeren allemal auf sich nahm. Boshaftig waren diese Thorheiten und Sünden niemals, wohl aber über alle Maßen leichtfertig, ja mitunter für das Büschchen selbst nichts weniger als ungefährlich. Alle Schlossbewohner waren es schon zufrieden, wenn der Junker von einer seiner waghalsigen Unternehmungen mit heiler Haut zurückkam. Hindern ließ sich der kleine Richard niemals, und der sonst so gerechte und wohlwollende Baron Hans konnte ganz außer sich gerathen und in die maßlosesten Vorwürfe gegen ganz Unbestechliche ausbrechen, wenn sein Liebling irgendwie zu Schaden kam.

Selbst zu kränklich, um dem Vaterland als Offizier dienen zu können, wie die Reinecks vom Vater auf den Sohn seit Generationen zu thun pflegten, lebte der junge Schloßherr ein stilles, beschauliches Leben, galt für menschenfreudig und war nur schüchtern, stieckte meist in seinen Büchern und trieb als einzige kostspielige Passion die raffinirteste Blumen-Cultur und den tollsten Göhdienst mit Junker Sonnenschein.

Die stille, zartfühlende Mutter schüttelte manchmal den Kopf, sowohl zu den übertriebenen Anforderungen, die der Kleine machte, als auch zu der grenzenlosen Nachsicht und Nachgiebigkeit, mit der der Ältere alles aufnahm, was Richard verübt. Für sie selbst war der fröhliche Junge so ziemlich alles, was Licht und Glanz in ihr ernstes Leben brachte, und doch war sie es, die oft zur Strenge mahnte. Jedoch vergebens.

Auf der Schule blieb Richard infolge vortrefflicher Fähigkeiten, bei höchst mittelmäßiger Verwendung dieser, gewöhnlich noch oben an in seiner Classe. Sein sonniges Wesen machte ihn auch da zum allgemeinen Liebling bei Professoren und Mitschülern, und es wurde ihm viel nachgesehen, was jedem andern harte Strafen einbrachte hätte. Für ihn war das Verlassen des Elternhauses, die ganze Schulzeit eine lustige Abwechslung, deren Genuss erhöht wurde durch die leicht zu erfüllenden Pflichten.

Für Mutter und Bruder zerstörte das Leben von nun ab in ganz getrennte Abschnitte: in die Zeiten, wo Junker Sonnenchein abwesend war und alles tot und öde schien, — und jene, wo er das alte Haus durch seine Gegenwart lebendig machte.

War er fort, so bildete ein Brief in seiner weit ausfahrenden, kindlich deutlichen Schrift das große Tagesereignis in Reineck. Baron Hans vertiefe sich in die wichtigen Geschehnisse dieses Kinderlebens mit weit lebendigerem Interesse als in die politischen Zeitfragen. Daß die Mutter dieses Interesse teilte, war selbstverständlich. Häufig endeten die Episteln mit einer summarischen Beichte über zerschlagene Fensterscheiben oder verdorbene Bücher, oder anderweitig verübtes Unheil, was, je nachdem, entweder einfach durch Bezahlung gut zu machen war, oder dessen Folgen durch ein energisches, dringend eingelegtes „gutes Wort“ des älteren Bruders für den jüngeren abgewendet werden sollten. Diese Nachrichten wurden von Baron Hans beim Vorlesen meist mit Schweigen übergangen und nur das Nöthige pünktlich und in der Stille besorgt.

Wenn nun der erste Tag der Ferien anbrach, wenn in Gewächshäusern und Gartenbeeten die seltensten Lieblinge von Baron Hans erbarmungslos abgeschnitten wurden und das ganze alte Herrenhaus, in jedem Winkel aufs bunteste decorirt, sich Junker Sonnenchein entgegenfreute, wenn der „nachträgliche Geburtstagstisch“, denn mit diesem Namen entschuldigte Baron Hans seine Art, den Bruder mit allerlei hübschen Überraschungen zu empfangen, aufs sorgfältigste herausgeputzt und geordnet war, dann ging der junge Hausherr ruhelos umher, überzeugte sich selbst zum hundertsten Male, daß die Stuben seines Lieblings genau so hergerichtet seien, wie es Richard gern möchte, erkundigte sich sogar nach dem Speisezettel, damit das ausgehungerte Schulkind nur ja mit seinen Leibgerichten empfangen würde, und zum Schluß ging er schon eine halbe Stunde zu früh im Hof auf und ab und wartete ungeduldig auf den Wagen, um zur Bahn zu fahren. Anfangs fuhr er sehr langsam, damit die Pferde frisch blieben. War aber endlich die Bahnhofstation in Sicht, dann überkam ihn die Angst, er könne sich verspätet haben, seine Uhr könne unverläßlich geworden sein, oder irgend eine andere unstillbare Sorge. — Ein fräßiger Peitschenhieb wedte die Pferde aus ihrem trügen Hindämmern, die, gar nicht an solche Behandlung gewöhnt, meist in Galopp einsprengten, um dann im rasenden Trab dem Stations-Gebäude zuzusausen.

Natürlich galt's allemal noch geduldiges Warten. Von weitem sah Baron Hans nur das eine offene Coupe-Fenster, aus dem sich ein jugendlicher, blonder Kopf unverantwortlich weit vorstreckte; und dann, noch ehe der Zug ganz still stand, war Junker Sonnenchein mit einem Satze heraus, stieg auf den Bruder zu und jubelte ihm entgegen. Der schwarze Pudel, der die Unruhe seines Herrn geheist hatte, wollte nun auch von der Freude seinen Theil und sprang in wilden Sätzen an dem neuen Ankömmling in die Höhe; er wurde geliebt und gefreidelt, gleich den Pferden, ehe die Brüder in den Wagen stiegen und es heimwärts gingen. Jetzt führte aber Baron Richard die Zügel und jagte immer schneller die zweifelhaften Feldwege entlang. Wenn ein Rad hart von einem Stein absprang, oder in ein tiefes Geleis hineinrutschte, wenn die Brauen stolpern wollten und nur Hans durch einen kräftigen Ruck am Zügel die Thiere vor dem Stürzen bewahrte und den Wagen auf die richtige Spur brachte, dann lachte Richard hell auf und rief bloß: „Wahrhaftig, Hans, für einen alten Philister verstehst Du das Fahnen zu gut; 's ist ja eine Schande für mich! Aber wenn ich aus dieser Zwangsjacke von Schule herauskomme, mußt Du mich ein wenig tollen lassen.“ Und widerstandslos gab Hans die gesunden Füße seiner guten Brauen den Einfällen des Bruders preis. Mit bedenklich scharfer Wendung ging's in die Einfahrt des Schlosses, die dröhndend widerhallte; an der Haustür wurden die Pferde so kurz angehalten, daß sie sich aufzäumten. Junker Sonnenchein sprang vom Bocke herab und warf sich der wartenden Mutter in die Arme; er erdrückte sie fast mit Zärtlichkeiten, der Schmeichelworte kein Ende findend. — Solcher Weise begann nun die fröhliche Zeit für Reineck.

Gesellschaft von außerhalb sah man selten im Schloß, aber Junker Sonnenchein machte es mit seinem raschen Frohsinn lebendig und wurde, wenn es irgend möglich war, mit jedem Jahre mehr verwöhnt.

Schon der Aufbau, mit dem Richard empfangen wurde, legte Zeugniß davon ab, wie Baron Hans mit unglaublichem Raffinement allen Wünschen seines Lieblings zuvorzukommen wußte. Selbst durchaus kein Sports-Liebhaber, brachte er für seinen Bruder Reitzeug und Jagdgeräth, Angeln und Röder-Kunstwerke zusammen, die, aus aller Herren Ländern verschrieben, schon ein

kleines Archiv an Correspondenzen zu ihrer Erlangung brauchten.

Das unergründliche Wunder für Richard blieb nur, wie sein Alter von all den Dingen wußte, die für diesen doch nur zum Schenken von Interesse waren.

Einmal hatte man auf dem blumenverzierten Geburtstagstisch außer ein paar Kleinigkeiten nichts aufgestellt, nur einen dicken Bindfaden mitten darauf befestigt.

„Dem sollst Du nachgehen,“ hieß es; und Richard, dem die Neugier Flügel ließ, lief an dem Ariadne-Faden so schnell dahin, daß ihm Hans, der der Mutter den Arm bot, kaum von fern folgen konnte, — die Treppe hinab auf den Hof hinaus, quer unter den Schloßlinden fort, auf den Stall zu. Schwer klimpte der Junker an der plumpen Thür; dann war's aber nur ein Freudenröhre!

„Der Rascal! Und den soll ich haben?“ Ein Sturm von Schmeichel-, Dank-, Liebes- und Jubelworten. Das Pferd ward gestreichelt, dem Bruder wurden die Hände geschüttelt, und der Seligkeit gab es kein Ende.

Nascal war ein kleines englisches Haſſe-Pferd, das, im Besitz eines benachbarten Gutsbesitzers, längst Richards ganze Sehnsucht erweckt hatte.

Endlich hatte sich der Besitzer entschlossen, es zu verkaufen, und Hans war hoherfreut, für diesmal gewiß das Richtige getroffen zu haben. Junker Sonnenchein brachte nun freilich einen großen Theil seiner Ferien entweder in dem Box seines Pferdes oder auf dessen Rücken im Freien zu. Mehr oder weniger war das aber immer so gewesen, und je sicherer die Beine des Thieres, das Richard eben ritt, desto eher konnte man den unvermeidlichen Wagstücken des Junkers einen halben Gleichmuth entgegenbringen. —

So verstrichen die eigentlichen Schuljahre, und Junker Sonnenchein ging auf die Universität.

Um jene Zeit war es, daß in Tachstetten, einem benachbarten Gute, das lange verödet dagestanden, die Besitzer ihren Einzug hielten, um sich dauernd in dem schönen Ephau-überrankten Schloß niederzulassen. Schloß, Garten und Park waren aufs sorgfältigste in Stand gesetzt, und alles deutete darauf hin, daß Herr und Fräulein von Tachstetten ein fröhliches, geselliges Leben zu führen beabsichtigten. Beide waren sehr anziehende Persönlichkeiten; seit einer Reihe von Jahren verheirathet, ohne Kinder, hatten sie erst große Neisen gemacht und gedachten jetzt, im Gegenseite zu ihrer Wanderzeit, in behaglicher Ruhe, inmitten eines ausserlesenen Freundeskreises, ihrem harmonisch ausgestalteten Leben neue Reize abzugeben.

Sie machten die üblichen Besuche in der Umgegend und fühlten sich sofort zu Reinecks sympathisch hingezogen. Die fränkische Baronin in den Wirbel der Tachstettener Vergnügungen hineinzuziehen, erwies sich zwar bald als undurchführbar; dagegen war Baron Hans drüber ein gern gehörner, häufiger Gast. Was den schüchternen Mann dazu bewog, zu den unmöglichsten Stunden nach Tachstetten hinüber zu fahren oder zu reiten, — nach Tachstetten, wo immer irgend eine lustige Partie im Zuge war, wo Gäste aus und ein schwirrten wie die Tauben im Schlag, und wo die allgemeine Lebendigkeit für den Einsamen etwas Bedrückendes haben mochte, — das blieb der Mutter eine Zeit lang rätselhaft. Als aber eines schönen Nachmittags die Tachstettener in mehreren Equipagen in Reineck vorfuhrten und eine lachende, plaudernde, liebenswürdig weltliche Gesellschaft der Schloßfrau nach der Reihe vorgestellt wurde, da bemerkte diese unter den Fremden eine biegsame Mädchengestalt in Trauerkleidern. Der kleine Kopf der jungen Dame saß auf schlankem Halse und war von braunem Haar gekrönt, das sich überall, wo es die festen Flechten nicht bannen konnten, in kleinen, goldig glänzenden Lockchen aufbauschte. Aus blassen Gesichts sahen große, schwarze Augen hervor, mit etwas Flehdem im Blick. Es waren treue, gute, verlässliche Augen; sie ließen sofort an ein treues Herz glauben. Die ganze Erscheinung hatte etwas rührend Einsames und vollendet Anmutiges.

Baron Hans folgte jeder ihrer Bewegungen mit unwillkürlicher Aufmerksamkeit. In seinen Augen malte sich eine nervöse Aufregung, der die langen, mageren Hände durch hastiges Zueinanderschlischen und Schwederaufstehen deutlichen Ausdruck gaben. Als Hausherr verpflichtet, den älteren Damen vor allem die Honneurs zu machen, konnte er sich dem jungen Mädchen nicht nähern, aber da er beim Abschied ihr Händchen eine Sekunde lang festhielt, brach ein so warmer Strahl aus seinen Augen, daß die Baronin, die den Sohn beobachtet hatte, sofort erriet, was mit ihm vorging.

Sie hatte sich in unauffälliger Weise über die Fremde zu orientiren gewußt und nur Liebes, ihr in jeder Weise passend Scheinendes gehört; was Wunder, daß sich alle Gedanken und Wünsche der einsamen Frau dem einen Punkte zuwandten!

Venige Tage nach diesem Einfall in Reineck war in Tachstetten die ganze Gesellschaft, meist Damen, beim Nachmittagsthee versammelt. Die Herren hatten sich aus dem Staube gemacht, theils weil der Nachmittagsthee sich mit ihren verschiedenen Beschäftigungen nicht vertrug, theils weil dieses flüchtige Mahl meist mit schwerwiegenderen Vorträgen und Vorlesungen gewürzt wurde, durch die sich ein junger, talentvoller Zukunfts-Literat um die Bildung der Damen verdient mache.

Diesen blieb nur die Handarbeit als Zuflucht, und wer mit klugem Kennerblick zu schweigen wußte, brauchte seinen Kopf weiter nicht anzustrengen. Doch irgend ein lustig aussehendes Sonderwinkelchen, mit noch so unhörbar geführter Privatunterhaltung, konnte den Tachstettener Docenter völlig außer Fassung bringen. Heute hatte er den zweiten Theil des Faust mit Bezugnahme auf alle Commentatoren in Arbeit gehabt; es war ihm aber nicht möglich gewesen, die Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden mit diesem erprobten Stoffe zu fesseln. Misstrauisch legte er den Band weg und versuchte nun, was Goethe nicht vermocht, durch die eigene Masse zu erzielen. Seine Ballade, deren Zugalt der nordischen Heldenage entlehnt, Streiflichter auf die modernsten sozialen Fragen zu werfen bestimmt war, ließ an gewaltigen Worten wenig, an modernem Pessimismus nichts zu wünschen übrig. Die vollslingenden Perioden bewegten sich in schwerem Rhythmus, und pathetisch hob sich die Stimme des Dichters soeben den glänzenden Donnerworten des Finale entgegen, fernes Wagenrollen überdröhnen.

Da hört man Schritte im Nebensaal. Der Bediente reißt die Flügelthüren auf und meldet, „Frau Baronin und Herr Baron von Reineck“, und wie aus einem Zauberbaum erlost, wenden sich den Gästen sämtliche Zuhörerinnen zu. Alles steht auf, eilt bewillkommen den Eintretenden entgegen, und in dem Hin- und Widerreden des Empfangs stirbt die glänzende Wendung des Heldengedichts wie eine im Sumpf crepiente Granate.

Doch sich, dank diesem Beispiel, der Musensohn gegen die Baronin kalt-höflich, gegen Baron Hans stolz-abnehmend verhielt, ist ziemlich natürlich. Dagegen schien es sich die ganze übrige Versammlung zur Pflicht gemacht zu haben, durch die anmutigste Buvorkommenheit die Ankommenden zu überzeugen, daß sie kaum erwünschter hätten kommen können. Zwischen all den lustigen, beweglichen, heiter plaudernden Damen fiel wieder die eine ernsthafte Mädchengestalt auf; in einsachem schwarzen Kleide servirte sie geräuschlos den Thee, wobei Baron Hans sofort auf geschickte Art zu helfen bemüht war.

Fräulein von Tachstetten, nach irgend einer spanischen Verwandten Dolores getauft, im gewöhnlichen Leben Lorchen genannt, war eine verwaisete Cousine der Haushfrau und hatte unter deren gastlichem Dach ein freundliches Heim gefunden.

In dem Herzen von Frau von Reineck regte sich etwas wie warmes Mitgefühl, das eine rechte, mütterliche Liebe werden will. Solch armes verwäistes Bögelchen in ihren treuen Schutz zu nehmen und gegen alle Fährlichkeiten des Lebens zu hüten, das war ganz nach ihrem Sinne; sie konnte ihm ja noch so manches bieten, und alles erschien ihr lieb, was sie kommen sah. Sie war aber viel zu klug, um auch nur durch die leiseste Ansspielung die Dinge in ihrer natürlichen Entwicklung zu stören.

Sie nahm eine Gelegenheit wahr, sich unauffällig Lorchen zu nähern und an ihrer Seite sich niedergulassen. Das Mädchen hatte einen Korb mit bunter Wolle neben sich stehen; sie strickte mit großem Eifer an einem vielfarbigen Kinderröckchen.

Das verbindliche „Was machen Sie denn da Schönes?“ zauberte ein helles Lächeln auf Lorchen's Lippen.

„Nicht wahr, es ist ganz hübsch?“ erwiderte sie, ihre Arbeit wohlgefällig mustern und sie dann der kurzsichtigen Baronin zu näherer Ansicht hinhaltend. „Das werden Weihnachtskleidchen für arme Kinder.“

„Und daran arbeiten Sie jetzt schon?“

„Man kann ja nie genug Vorath haben, wenn keines leer ausgehen soll. Und es geht mit dieser Zusammenstellung nicht gar so schnell.“

„Das glaub' ich gern. Aber wieviel Mühe Ihnen das macht!“

„Ach, die Mühe ist gerade der Spaß! Und die Kinder freuen sich über die bunten Farben so viel mehr als über das einsfarbige Grau; da muß man alle Jahre 'was Neues für sie erfinden, geradejo wie für große Modedamen.“

Baronin Reineck bewunderte nun alle Details, ließ sich neue Stiche zeigen und dies und das erklären; sie verstand die Erklärungen nicht ganz gut und sagte endlich, indem sie ihre freundlichen Augen so recht fest auf Lorchen's liebes Gesicht heftete: „Eigentlich wäre es besonders edel, mein liebes Fräulein, wenn Sie sich

einmal einer alten Frau erbarmen wollten und mir, zur Freude meiner Armen, Ihre hübschen Erfindungen in Ruhe mittheilten. Bringen Sie mir doch Ihre Feenfünfte nach Reined hinüber. Oder ist es Ihnen zu viel zugemuthet?"

"O, ich käme ja so gern, mit Freuden, wenn Sie es wirklich wünschen. Aber ich bin gar nicht geschickt; ich fürchte, Sie finden in mir nur einen Blender."

"Lassen Sie das meine Sorge sein, liebes Kind. Sie sind immer noch geschickt genug, meinen alten Fingern schwierige Aufgaben zu stellen. Ich hoffe, Sie sind eine nachsichtige Lehrmeisterin, und ich hätte die größte Lust, gleich anzufangen."

"Wann Sie befehlen, Frau Baronin; ich bin immer bereit."

"Wirklich? Schon morgen?"

Und lächelnd antwortete Dolores: "Wenn meine Cousine nichts Besonderes mit mir vor hat."

"Nun dann frühstücken Sie morgen bei mir."

Und dabei blieb's.

So hatte sich die Baronin stille Vormittage zu sichern verstanden, in denen sie Dolores kennen, schämen und lieben lernte, und in denen das Herz der Waise sich mit vollster Hingabe an die ältere Freundin anschloß und bald in Reined ganz heimisch geworden war.

Baron Hans aber fand sich mit irgend einer Zeitschrift bei den Damen ein; er las mit leichtverschleierte, sehr angenehmer Stimme ein graziöses Geschichtchen, eine geistvolle Beleuchtung zeitgemäßer und unzeitgemäßer Fragen, immer nur genug, um daran ein gemüthliches Geplauder zu knüpfen, worin zwei weltentrückte Menschen ihre Weltanschauung zwanglos austauschten und sich gegenseitig daran freuten.

Waren dann die Arbeiten bei Seite gelegt, so ging's hinaus in den herrlichen Garten, in dem der Frühling seine Herrlichkeit geltend zu machen begann, und Baron Hans sprach heiter von allem, was schon geschehen war, um jenen zu verschönern, und was noch geschehen sollte. In den prachtvollen Treibhäusern wußte Lorchen bald so gut Bescheid, wie Reined selbst, und er freute sich an ihrem fröhlichen Verständniß und zeigte ihr mit Stolz seine wundervollen Orchideen, sowie alle anderen Seltenheiten seines Reichs. Zwischendurch erzählte er dann immer lange Geschichten von Junker Sonnenschein, und Lorchen hörte aufmerksam zu. Junker Sonnenschein, von seinem Bruder geschildert, war ein einziger lieber, fröhlicher Mensch voll glänzender Gaben und ausgezeichneter Einfälle und eigentlich ohne Fehler, — die vergaß Hans immer, so sehr sie ihn gerade in dieser Zeit drückten, denn Richard trieb's wahrlich allzu toll auf der Universität.

In die idyllische Ruhe auf Reined drangen allerhand aufgebauschte Gerüchte von sehr viel Streichen, bedeutlichen Schulden und gefährlich hohem Spiel. Daß dazwischen auch noch allerhand andere Geschichten herumgetragen wurden, die Junker Sonnenscheins lebenswertes und heisblütiges Naturell dem Bruder in ganz neuem Licht erscheinen ließen, hätte er sich am liebsten selbst verschwiegen. Ein leichtfertiges Duell, in dem Richard eine nicht unbedeutende Wunde erwischte, war noch von allen seinen größeren Sünden die gelindste. Und da nach Schluss des Semesters der junge Herr heimkehrte, fand er die allgemeine Stimmung nicht ganz so entgegenkommend, als er in seinem Uebermuth erwartet.

Hans machte ein ernstes, wenn auch nicht gerade strenges Gesicht. Er sagte sich unablässig: "Ich muß dem kleinen die Leviten lejen, aber — wie sang ich's an?"

Und doch fühlte Richard ganz gut, daß sich etwas in der Atmosphäre von Reined verändert hätte, daß ein sonniger Glanz darüber liege, und daß eine innere Heiterkeit des Bruders Wesen verfläre, trotz des süßen Empfangs, der ihm zu theil geworden. Ein Etwas, für das ihm die Erklärung fehlte.

"Philisterhafte Engherzigkeit!" schalt er die strenge Haltung von Hans sich selbst gegenüber. Das betrübte Gesicht der Mutter versuchte er froh zu lächeln; daß für diesmal der Geburtstagstisch fortgeblieben, fiel ihm garnicht auf.

Mit lustigem Geplauder versuchte Richard die ihm unbequeme Stimmung zu verschaffen; er brachte tanzenderlei barocke Geschichten vor und ließ seine lebensfröhnen Kameraden Revue passiren. Aber seine Zuhörer waren nicht recht aufmerksam und lachten nur so obenhin, ohne recht bei der Sache zu sein, wenn er erzählte, wie er und seine Collegen eine Bande Kohlenfischer bestrafte, die in langer Zeile, einer hinter dem andern, mit schwergeladenen Wagen dreinfahrend, den Herren Studenten beim Vorjahrenlassen öfter allerlei Schwierigkeiten gemacht. Die Studenten hatten die Geschichte joit, und als sie eines schönen Abends die lange Wagenzeile wieder trafen, die von sämtlichen, fest schlafenden Rutschern der bewährten Leitung der anführenden Pferde überlassen war, da

sprang Junker Sonnenschein vom Bock seines Breast, ersaß ganz leise das erste Pferd beim Kopfe und drehte es sachte in weitem Bogen stallwärts; die andern folgten von selbst, und so fuhren die beladenen Wagen ruhig nach der Kohlen-Station zurück.

"Was die Rutschter geflucht haben werden!" meinte Richard lachend. Alles blieb stumm. Da legte er sich in seinem Sessel zurück und sagte mit drolligem Ernst. "Na, Kinder," — diese Wendung gebrauchte er mit Vorliebe bei jeder freundlichen Anrede, — "sagt mir doch in Himmels Namen, was eigentlich los ist! Ihr sitzt da mit Leichenbitter-Mienen und behandelt mich mit milder Trauer wie eine Art gefallenen Engel. Nur heraus mit der Strafpredigt, und gönnt mir lustige Ferien, wenn's vorüber ist!"

"Es kommt alles zu seiner Zeit," erwiderte Hans. Die Mutter lächte die Söhne auf die Stirn und wünschte ihnen eine gute Nacht; beide geleiteten sie bis zur Thür, worauf sie allein blieben.

"Weiß der Himmel, daß ich keinen Beruf zum Predigen fühle, kleiner, aber Du treibst's jetzt zu arg!" Und stockend, langsam, als wäre er selbst schuldbeladen, sing der Veltore an, dem Jünger den Sündenregister vorzuhalten.

Nic war erst stehen geblieben, dann ging er ungeduldig den großen Speisesaal auf und ab. Zum Schluss, als Hans mit besonders tragischem Ausdruck leise fragte: "Und was ist's denn eigentlich mit der Französin?" Da blieb Junker Sonnenschein mit kurzem Lachen hinter dem Stuhl des andern stehen, packte diesen bei beiden Schultern, schüttelte ihn herzlich und rief: "So mach' Dir doch Deinen guten Kopf nicht so heiß für mich, Alter! Sieht Du, der liebe Gott hat uns schon im Evangelium einen so glänzenden Wechsel auf zukünftige Verzeihung ausgestellt, wie sollten wir nicht erst ein wenig über die Schnur hauen! Du weißt, es wird mehr Freude sein im Paradies über einen reuigen Sünder, als über zehntausend Gerechte. Und bereuen will ich! Das behalte ich mir vor; ich will's aber gern auch gleich thun, und Ihr Heilige könnt dann wahrlieh nichts Besseres machen, als Euch herzlich darüber zu freuen! Bist Du wieder gut?" — Und Junker Sonnenschein holt sich in alter Kinderweise auf einen Stuhl neben dem Bruder, das eine Bein untergeschlagen, den Ellenbogen auf den Tisch, den Kopf in die Hand gestützt, und sieht ihn von der Seite an. Da giebt Hans sich gefangen, wie immer, und Junker Sonnenschein behält recht.

Auf seinem Zimmer stand der junge Herr statt allen weiteren Aufbaues' ein Padet quittirter Rechnungen, worüber er sich mäßig freute, da er pünktliches Zahlen für eine Art philistrischer Ordnungsliebe anbah und sich über das Zahlen im allgemeinen ohnehin wenig Gedanken mache.

Am nächsten Morgen saß Nic neben seiner Mutter im Garten-Salon; er verschentete die letzten Wölzen von ihrer Stirn, indem er den gestrigen Auftritt mit Hans berichtete, natürlich ohne die Details der Predigt. Dabei rauchte er eine Cigarette, blies blaue Minge zur Decke hinauf, hielt den schwarzen Padel auf den Knien und versuchte, ihm seinen Kneifer aufzusezen.

Frau von Reined strichte indeß, in einem niederen Korbsessel zurückgelehnt.

Endlich hob sie die Augen zu ihrem verwöhnten Sohn auf und sagte: "Hast Du denn nie überlegt, wohin all Dein Leichtsinn und die Ansprüche, die Du an Hans stellst, führen?"

"Wohin sollen sie führen? Wahrhaftig, Mama, ich bin nicht so schlimm, wie Ihr strengen Sittenrichter mich macht."

"Gott behüte, daß ich Dich schlimm machen soll, mein Kind. Aber selbst was Du für harmlosen Leichtsinn hältst, würde Dir sträflich erscheinen, wenn Du Deine Verhältnisse klar übersiehest. Hans will immer nichts davon hören, daß Du aufgelaßt wirst. Ich glaube aber, es ist der beste Schutz gegen Dich selber."

"Himmliche Heerscharen! Was das für eine feierliche Einleitung ist! Und alles geht auf die merkwürdige Entdeckung hinaus, daß ich kein Crösus bin. Mütterchen, das weiß ich ja längst!"

"Hast Du's schon gespürt?"

"Nein; aber Hans hat mir's gelegentlich gepredigt und seine Familien-Oberhauptswürde herausgelehrt. Das steht ihm zu komisch," und Nic lachte hell.

"Dabei ist wenig zu lachen, Nic. Du weißt, wie sehr ich wünsche, daß sich Hans verheirathen möge. Wie glücklich ihn eine nette, liebe Frau machen könnte. Bis jetzt ist er aber so mit Sorgen um Dich beschäftigt gewesen, daß er an den schönsten Gelegenheiten vorübergegangen ist."

"Ich verstehe nicht recht, Mama, was ich mit Hansens Heirath zu thun haben kann?"

"Mehr als Du denfst. Groß ist das Vermögen nicht, was Dir Dein Vater hinterlassen hat; Dein kleines Gut war nicht einmal in brillantem Zustand. Wenn Du Dein Einkommen verbraucht hättest, wärst Du heute ein sehr armer Landjunker. Aber Hans hat jeden Pfennig dazu verwendet, Klein-Linden zu vergrößern und zu verbessern; heute ist's ein sehr schöner Besitz. Wie weit Deine Mittel dazu gereicht haben, werden wir nie erfahren. Darauf hat Hans alle Rechnungen vertilgt. Er hat so, was er für eine Ungerechtigkeit des Schicksals hält, auszugleichen versucht, und das ist schön von ihm. Was Du an Schulden anhäufst, nimmt er aber auch auf seine Schultern; und so, sieht Du ein, wenn Du's auf diese Art weiter treibst, wäre es nicht einmal leicht für Hans, einen eigenen Haushalt zu gründen."

Längst hatte Junker Sonnenschein seinen Padel von den Knien gleiten lassen und die Mutter mit einem Blick angesehen, den die innere Bewegung ganz dunkel machte.

"Mama, und das sagst Du mir erst jetzt!" rief er hastig. "Seht Ihr denn alle miteinander nicht, daß seine Großmuth mich einfach gemein macht!" Er sprang zornig auf.

Die Mutter hob begütigend die Hand. "Nur ruhig, mein Kind! Daß Du Dich ändern wirst, glaub' ich fest, aber thu's im stillen und verdirb Hans nicht seine Freude. Du versprichst ihm einfach, vernünftiger zu werden, und hältst Wort. Was ich Dir heute gesagt habe, bleibt unter uns. Das fordere ich."

Und Nic beugt sich über seine Mutter, küßt sie auf die Stirn und stürmt hinaus ins Freie, um erst mit sich fertig zu werden, ehe er dem Bruder begegnet.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

### Die Köchin.

Aus dem Tagebuch einer jungen Frau.

Von M. Stora.

3. October 1892.

**S**ieh wieder muß ich eine Köchin suchen, — die zehnte, seitdem ich verheirathet bin! Wilhelm sagt, ich kümmere mich zu wenig um die Wirtschaft. Als ob es meine Schuld wäre, daß wir alle zwei Monate wechseln müssen! Gehst ich nicht täglich in die Küche? Rechne ich nicht selbst die Monatsausgaben zusammen, was kein geringes Opfer ist, wenn ich all die unjaubern Bücher ansehe, die sämlich die Fingerabdrücke meiner dienenden Geister tragen? Natürlich, daran denkt Wilhelm nicht!

Ich fuhr gestern nach S. Drei Dienstvermittlerinnen hatte ich aufgesucht, — vergeblich. "Zehe is mir zu haben," hieß es. Da erinnerte sich eine mit befreundete Dame, in der Zeitung eine Annonce gelesen zu haben, in welcher eine kleine Köchin sich empfahl; allein sie hatte die Zeitung und die Adresse der Köchin vergegen. "Vielleicht weiß die Hausbesorgerin Näheres, mit der ich damals darüber sprach," sagte sie.

Ich stürzte zu der würdigen Frau. Sie wußte alles. Begegte, sich selbst empfehlende Köchin wohne in der Vorstadt, Leichgasse 8, im ersten Stock.

"Es kann nur die Reiß oder die Juli' sein," meinte sie. "Drag'n 's glei', wie sie heißt, gnä' Frau, — wenn sie Reiß heißt, so is es nix."

Ich gab dem Kutscher die Wohnung an, und wir fuhren ab. Die Leichgasse befindet sich im entlegensten Theile der Stadt; Nr. 8 ist selbstverständlich an ihrem Ende. Allerdings muß die Köchin hier im ersten Stock wohnen, denn ein zweiter ist gar nicht vorhanden; und kein Mosenstock ist es, an dem sie bläßt. Einen Knaben, der mir in den Weg kam, schüttete ich in das Haus; er schrie gleich darauf mit einem hübschen jungen Weibe zurück, das die Ärmel aufgestülpt hatte und offenbar vom Waschtag kam. Das gefiel mir.

"Sind sie die Köchin?" fragte ich.

"O nein, bitt' schön, das is meine Schwägerin."

"Sieht sie Ihnen ähnlich?"

"Sehr, — man verwechselt uns."

"Ausgezeichnet! Kann sie gut Kochen?"

"Und ob! Sie war schon in den feinsten Häusern."

"Immer besser. Wie heißt sie denn?"

"Julie."

Gott sei Dank, die Julie ist es nicht! "Und wo steht sie jetzt?"

"Ausgangen is sie."

"Ja, wenn ich sie nur sehn könnte!"

"Will' schön, sie hat sich jetzt malen lassen, und das Bild hab' ich oben. Ich werd's holen." Schon war sie fort und kam nach einigen Augenblicken mit der funstiflammenden Köchin in eßglüge wieder. Ein Delgemälde, Brustbild in Lebensgröße. Ich stellte Julie vor mich hin in den Wagen, nachdem ihr die Schwägerin liebevoll die Spinnweben abgesetzte hatte, die über die Rückseite hingen. An dem Gesichte sah man nicht viel; das hatte der Künstler nur flüchtig behandelt. Hauptsaache war das blaue Kleid mit Spiken. Eine goldene Brosche zeigte die liebevollen Detail-Arbeit. Ich konnte mich zu seinem Entschluß aufraffen,

"Sagen Sie ihr, sie solle sich mir morgen persönlich vorstellen," entschied ich endlich, und das Kunstwerk wanderte wieder aus dem Wagen. —

Herrje soll nun Julie kommen. Ich bin wirklich neugierig auf sie. Es muß ein eigenartiges Gesäß sein.

4. October.

Sie kam, und ich habe sie vom Flee weg genommen. Ihr Neueres ist mir sehr sympathisch. Es liegt etwas von einer



Rath dem vor der Dresdner Galerie neu angekauften Bildheilige Marillo's. — Siehe Seite 175.

ernsten, strengen Größe in ihrem Antlitz, das wie eine Musterfalte edler Eigenschaften erscheint.

Ihre Zeugnisse sind ausgezeichnet; sie hat eine Unzahl Zeugnisse.

„Sie wechselt oft, meine Liebe?“ fragte ich gütig, als sie mir sie zeigte.

Sie murmelte etwas von unglücklichen Verhältnissen, Verfolgung des Schicksals und andern Elend. Mein Mitgefühl erwachte; ich fragte sie nach ihrer Vergangenheit. Ihr Vater war Schneider, erzählte sie; sie wollte Lehrerin werden, aber das Leben, das unentzündliche Leben verdammt sie zur Königin. Als sie das sagte, hatte sie etwas von einer entthronten Königin im Bild. In diesem Moment trat Wilhelm aus Neugierde in mein Zimmer und ich verabschiedete Julie natürlich.

„Nun, wie gefällt sie Dir?“ fragte ich ihn.

„Wird ein rechter Drache sein!“ meinte er lachend. Ich war empört.

„Eine Unglückliche ist sie, vom Schicksal verfolgt!“ rief ich. „Aber bei mir soll sie eine Heimstätte gefunden haben!“

15. October.

Wir leben paradiesisch. Julie macht jeden Tag eine neue Mehlspeise und berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. In ihren Mußestunden liest sie Pharao, am Meere des Lebens.

Sie ist offenbar eine träumerische, gedankenreiche Natur. In den ersten Tagen machte sie durch ihre Zufriedenheit einen wahrhaft beglückenden Eindruck; jetzt scheint es, als ob manchmal eine sanfte Melancholie sie ergreife. Ich suchte gestern ihre trübe Stimmung durch eine alte Gartenlaube zu bekämpfen, aber es war vergeblich. Auch die Romane der Marlitt verschafften ihre Wirkung. Heute verlangte sie die ‚Silesia‘. Sie erhielt sie sogleich, ohne Verzug. Ich hätte ihr ganz Schleien zu Füßen gelegt.

20. October.

Es ist merkwürdig. Julie gerath immer mehr in einen belägenstwirken Zustand seelischer Dissonanz. Vor einigen Tagen fragte mir das Küchenmädchen: „Die Julie ist so schlecht ausgelegt.“

Ich achtete diese Stimmung; als sie nicht weichen wollte, fragte ich theilnehmend: „Julie, sollten Sie nicht vielleicht einen Diät-Fehler begangen haben?“ Ich führe nämlich böse Stimmungen grundsätzlich auf einen verdorbenen Magen zurück.

„Nein,“ erwiderte sie lachend und drehte neben ihrem Kochtopf mir den Rücken.

Manchmal — leider muß ich es gestehen — socht sie, daß es zum Erbarmen ist; so ohne alles liebvolle Interesse an ihrem Berufe.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich ihr auf eine taktvolle Weise eine Lüge ertheilen könnte, ohne sie zu verletzen. Da ein gewissermaßen verjährter Vorwurf weniger empfindlich trifft, als einer, der dem Vergehen auf dem Fuße folgt, sagte ich ihr heute: „Du fällst mir ein, liebe Julie, — vor acht Tagen war der Spinat etwas ungenießbar.“ Gleich darauf sprach ich von anderen Dingen.

„Wenn etwas schlecht ist, braucht es mir die Gnädige nicht zu sagen, das weiß ich selber,“ sagte sie später zum Küchenmädchen. „Im Garten sitzen, das trifft jeder!“ Diese Dolchspitze wandte sich gegen mich, denn ich thue nur zu häufig, was jeder trifft, und sie im Garten.

28. October.

Diese unbesonnenen Chemänner! Wilhelm hat mir eine schöne Verlegenheit bereitet. Es war vorgestern. Julie hatte wieder einmal ihren schlechten Tag. Die Suppe schmeckte wie Wasser, das Huhn war verbrannt, und die Mehlspeise, — von der schwieg ich lieber.

Wilhelm sagte ansangs kein Wort, aber ich sah, daß es auch in ihm zu kochen begann. Plötzlich (bei der Mehlspeise) sprang er auf und erklärte mir, jetzt riß ihm die Geduld. Ehe ich es verhindern konnte, stürzte der Unglücksliche in die Küche und rief: „Entweder kochen Sie oder kochen Sie nicht, — aber solches Schauereisen dürfen Sie uns nicht wieder vorsetzen!“ Julie soll ihn fassungslos angestarrt haben.

Ich glaubte, der Schlag rührte mich, als er mit diesen Worte wiederholte. Ich that das Vermüngste, was unter diesen Umständen zu thun war, und sperrte mich für den ganzen Nachmittag in mein Zimmer.

Seither ist es mit Julie nicht mehr auszuhalten. Wie ein Löwe in seinem Zwinger geht sie in ihrer Küche herum, mit Basilien-Augen alles verschlingend, was ihr in den Weg tritt oder vielmehr aus dem Wege geht. Denn es geht ihr alles aus dem Wege, von der Haussfrau bis zur Hausfrau. Ich muß mich zu einer entscheidenden That aufraffen. Dieser Zustand ist unhaltbar.

1. November.

Heiliger Himmel, was hab' ich erlebt! Der Schreden liegt mir noch in allen Gliedern.

Heute früh entschloß ich mich, Julian zu kündigen. Ich zog meinen neuen Schlafröd an, der mir ein imponirendes Aussehen giebt, und ließ die Namenschwester der Capuletti in mein Zimmer rufen.

Sie erschien; blaß, ihre grünen Augen funkelten, ihr Herz floßte schier bei der Halskrause heraus. Auch ich hatte Herzschlägen.

„Meine liebe Julie,“ begann ich, „Sie sind seit einiger Zeit sehr verstimmt, was mich auf die Vermuthung bringt, daß Sie Sich bei uns nicht wohl fühlen —.“

„Wohl fühlen thölt ich mich schon,“ entgegnete sie, „aber —“

„Nun?“

„Wenn ich halt so viel Aerger hab!“

„Ja, womit denn?“

„Mit allem. Da ist das Küchenmädchen, das faullenzt den ganzen Tag herum. Alles muß ich mir allein machen!“

Die Heuchlerin, sie röhrt nicht den kleinen Finger, wenn sie es umgehen kann! „Warum halten Sie denn das Mädchen nicht zur Arbeit an?“ fragte ich.

„Folgt sie mir denn? Ich kann lang reden! Richtig thut sie, denn sie weiß, die Gnädige kümmert sich um nichts. Da kann alles krumm und grad' gehen!“

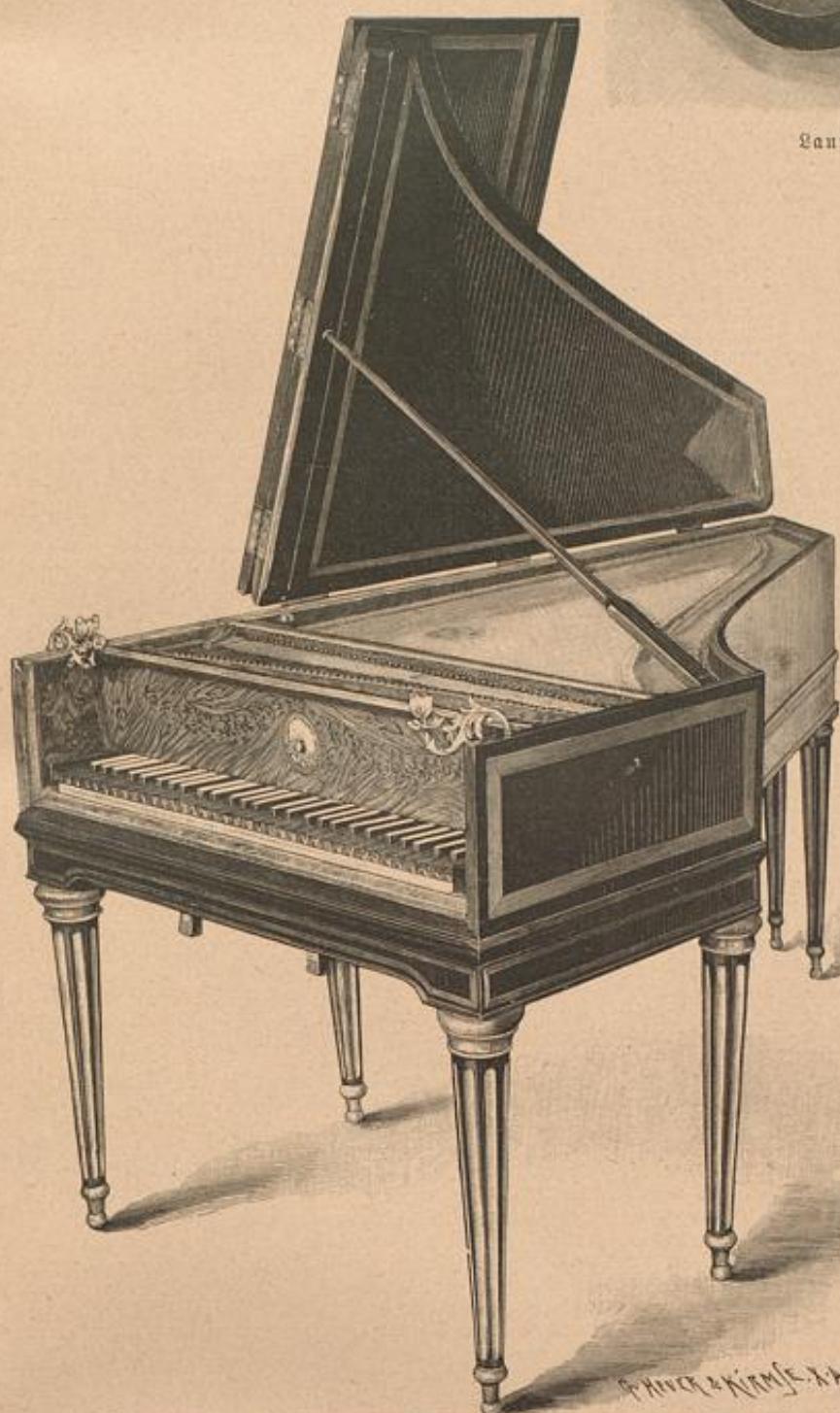
„Ja, aber was soll ich denn thun?“ rief ich ärgerlich. Im nächsten Moment hätte ich diese unvorsichtige Frage gern zurückgenommen; aber es war zu spät. Schon hatten sich die Schleifen von Julian's Veredsamkeit geöffnet, und ein Strom der Rede ergoß sich über mich, wie ich einen ähnlichen noch nie erlebt. Immer in den Grenzen der Ergebenheit sagte mir diese unverschämte Person Dinge, — Dinge, die mich schaudern machten. Sie enthüllte mir den ganzen Abgrund meiner



Gitarre Carl Maria von Weber's.



Lante Theodor Körner's.



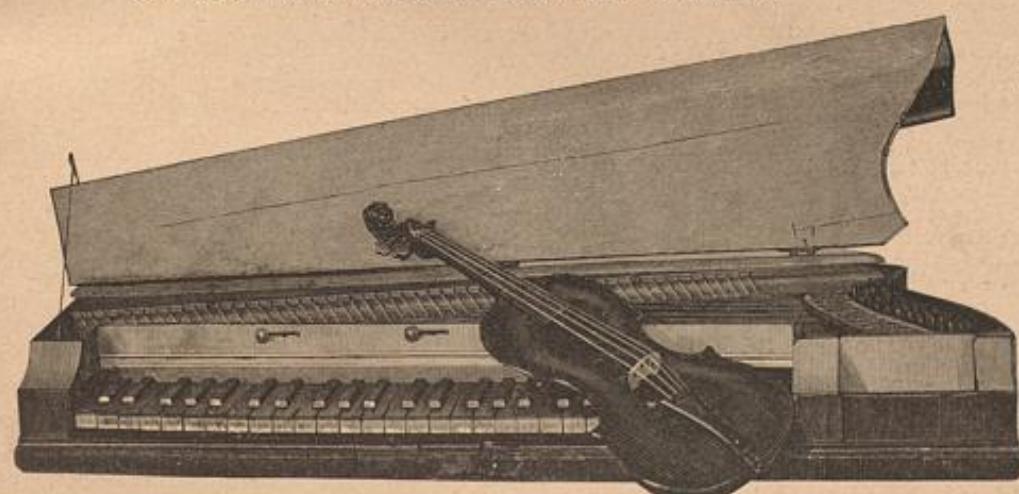
Clavicymbel der Königin Marie Antoinette von Frankreich.



Harp und Gitarren der Königin Louise von Preußen.



Clavicymbel Bach's.



Mozart's Reiseflavier und Kindergeige.

Berühmte Musik-Instrumente. — Siehe Seite 174.

Häuslichkeit. Und dann brach ihr Talent als Lehrerin hervor. Sie legte mir nahe, wie ich mich zu benehmen hätte. In der Küche, in der Speisekammer, in den Schränken sollte ich täglich nachschauen, die Leute zur Arbeit anholten, u. s. w. u. s. w.

„Wir schwindeln.“ „Wenn uns nur niemand bewusst!“ dachte ich.

„Ich muß der Gnädigen offen gestehen, — an so eine Wirthschaft, wie sie hier im Hause ist, bin ich nicht gewöhnt!“ schloß der Drache.

Ich war wie vernichtet. Was thun? Wenn ich ihr kündigte, stand mein Ruf als Hausfrau auf dem Spiele, denn sie würde in der ganzen Umgebung den Schleier von den Geheimnissen meines Hauses lüften. Nein, — ehe nicht überall eine peinliche Ordnung herrschte, könnte ich nicht daran denken, sie zu entlassen. So lehnte ich denn ein. „Nun gut, — ich werde sehen, was sich thun läßt,“ sagte ich und winkte gnädig, daß sie sich entfernen dürfe. Sie aber rührte sich nicht von der Stelle. „Wünschen Sie noch etwas?“

„Die Gnädige hat mir beim Eintritt eine Ausbeijerung versprochen.“

Auch das noch! Ich verspreche so viel. „Sollte ich dies wirklich gehabt haben?“ fragte ich, wie mich bestimmt.

„So freilich!“

„Nun, dann will ich Wort halten. Sie sollen monatlich zwei Gulden Lohn mehr haben.“

„Aldann will ich bei der Gnädigen gern weiter dienen,“ sagte sie gütig und knickte hinaus.

Ich sank erstickt in einen Stuhl. Wilhelm trat ein.

„Hast Du dieser unverschämten Person endlich gesündigt?“ war seine erste Frage.

„Goldener Wilhelm, ich bringe es nicht übers Herz! Sie hängt so sehr an uns und an unserem Hause.“

„Bist Du zu feig gewesen? So will ich —“

„Um Gotteswillen nein!“ Ich fiel ihm um den Hals. „Warte noch vier Wochen. Vielleicht wendet sich alles zum Guten!“

Zwei Jahre später.

Zulie ist noch immer bei uns. Gott sei Dank, sie ist mit mir zufrieden, und — Wilhelm segnet ihren Eintritt.

Nachdruck verboten.

## Zur silbernen Hochzeit des Königs Carl I. und der Königin Elisabeth von Rumänien.

Siehe die Portraits auf Seite 169.

**H**it seinem außerdeutschen Herrscherpaar unterhält das deutsche Volk so innige Beziehungen, wie mit dem König Carl von Rumänien und seiner hohen Gemahlin, der Königin Elisabeth. Der Rumänen-Herrscher hat als echter Hohenzoller deutsche Zucht und deutsche Ritterlichkeit in einem Lande zu Ehren gebracht, das er bei seiner Thronbesteigung, im Jahre 1866, in einem Zustande höchstlicher Verwahrlosung antraf. Der Thaatskraft und dem rastlosen Streben dieses Monarchen, der — nebenher bemerkst — mit dem zweiten Sohne des deutschen Kaiserpaars den Vornamen Eitel-Friedrich gemein hat, verdankt der rumänische Staat allein den großen Aufschwung, der einen äußeren Ausdruck in der glänzenden Krönungsfeierlichkeit fand, die am 22. Mai 1881 die Erhebung des Fürsten zum König begleitete. Und getreulich hat die Königin Elisabeth ihrem Gemahl bei seinem Werke geholfen. Zwar hat das Schicksal es ihr versagt, ihrem Volke einen Thronerben schenken zu dürfen, sodaß ihr Gatte seinen Neffen, den Prinzen Ferdinand von Hohenzollern, zu seinem Nachfolger bestimmten müsse. Wie große Verdienste sie aber als Landesmutter sich erwarb, das geht aus der unbegrenzten Liebe hervor, die ihr die Rumänen entgegenbringen, obwohl doch auch sie, die Tochter des Fürsten Hermann zu Wied-Neuwied, als Fremde einst in Bukarest ihren Einzug hielt. Für uns aber hat der Name der rumänischen Königin noch einen besonders sympathischen Klang, gehört sie als Carmen Sylva doch zu den geistvollsten, phantasiebegabtesten Dichterinnen, die der zeitgenössischen deutschen Literatur beschert worden sind. Ob sie in formvollendeten Übertragungen die Schäpe der rumänischen Volks-Poësie vor uns entfaltet, ob sie in schwungvollen Dichtungen den Rhein besingt, an dessen Ufern das Schloß ihres Vaters anträgt, ob sie uns im Drama, in der Novelle oder im Poëtischen Gedichte in plastischer Gestaltung vor Augen führt, immer offenbart sie ein neues Gemüth, eine vornehme Seele, die der äußeren Würden gar nicht bedürftig, um wahrhaft königlich zu erscheinen. So wird denn auch aus deutschen Bauen eine Hülle inniger Blüten- und Segenswünsche zu der rumänischen Hauptstadt hinüberschweben, wo am 15. November das königliche Paar das häbige Fest der silbernen Hochzeit begeht. Wir aber möchten diese Zeilen nicht idiosyncratisches Geschicht der Verlobung des hohen Paares zu gedenken, die vor Jahresfrist in der „Deutschen Runde“ veröffentlicht worden ist, und aus der wir die interessantesten Daten in kurzem Auszuge hier folgen lassen wollen. Der Fürst, auf seiner ersten Reise nach Deutschland und Paris begriffen, traf am 12. October 1869 nachmittags in der Flora zu Köln mit der Prinzessin Elisabeth zusammen, die in Begleitung ihrer Mutter aus Wied herübergekommen war. Die Prinzessin erinnerte sich sofort des Fürsten und reichte ihm die Hand. Man ging in der Flora und im Zoologischen Garten spazieren, die beiden jungen Herrschaften meistens etwas voraus. Zu ihrer Lebhaben und unbefangenem Art erludigte sich die liebreizende Prinzessin nach dem Lande des Fürsten und seinem Leben dort; sie frischten gemeinsame Berliner Erinnerungen auf, und Prinzessin Elisabeth rief ihm ins Gedächtniß zurück, wie sie einst auf der Treppe im Schlosse stolperete und dann seinem starken Arme, der sie auffing, keinen Schaden nahm. Ehe der Spaziergang zu Ende ging, war Fürst Carl bereits in ihrer Banne; sie hatte ihn für immer erobert und an sich gefesselt, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben. Noch an demselben Nachmittage hielt der Fürst um die Prinzessin an und erhielt ihr Jawort. Leider war es ihm nicht lange vergönnt, sich des Zusammenseins mit seiner Braut zu erfreuen; kaum zwei Stunden, — dann mußte er nach dem Bahnhof eilen, um mit dem Nachtmarschzuge nach Paris zu fahren, wo er dringende Geschäfte zu erledigen hatte. Am 15. October reiste der Fürst jedoch nach Köln zurück, und

man wurde am 16. October auf Schloß Monrepos bei Neu-Wied die Verlobung festlich begangen. Am nächsten Tage, einem Sonntage, wohnte das Brautpaar dem Gottesdienste in Schloß Monrepos bei; Prinzessin Elisabeth spielte selbst die Orgel. Nach dem Gottesdienste schrieb der Fürst ihr ins Tagebuch: „Liebe wird durch Liebe vergolten; komm Deinem Wolfe mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegenkamst; dann wird nicht nur ein Herz in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinen; ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst mir nicht allein, ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird die Liebe durch Liebe vergelten.“

M. v. G.

Nachdruck verboten.

## Berühmte Musik-Instrumente.

Von Oscar Fleischer.

Siehe die Abbildungen auf den Seiten 173 und 176.

II.

**A**aria Theresia vererbte ihre Musikkunde, der Tradition der Habsburger gemäß, auf ihre Kinder. Von Josef II. weiß man, daß er als Meister des Accompagnements selbst von Musikern geschätzt wurde. Die Musik war eben der Mittelpunkt des geselligen Lebens, die Muße, zu der sich die Herrscher und Führer der Welt in ihren Erholungsstunden stützten. Und wo wären sie auch wohl besser geborgen gewesen als bei ihr, der geselligsten und innerlichsten aller Künste?

Auch Marie Antoinette, der beispielswerteste Sproß des habsburgischen Hauses, war in der alten Tradition aufgewachsen. Als Kind spielte sie mit Mozart und sang selbst mit ihren Schwestern in Gluck's, ihres Lehrers, Opern. Sie blieb ihrem Lehrer eine dankbare Schülerin, und als sie Dauphine von Frankreich geworden war, ebnete sie dem schon sechzigjährigen Gluck seine Siegesbahn in Paris. Wenn sie es mit seiner Musik nicht ernst gemeint hätte, hätte Gluck es wohl schwerlich wagen dürfen, mit der Nachtmüze statt der Perücke auf dem Kopfe und im Unterrisse seine Proben vor dem Hofe zu dirigieren. Von ihrer Muße wissen denn auch eine schier überreiche Anzahl von Instrumenten zu erzählen, die alle aus dem Besitz der unglücklichen Königin stammen sollen. Die Wiener Musik-Ausstellung 1892 wies allein drei Harfen und zwei Klaviere Antoinettes auf, von den apokryphen ganz zu schweigen. Offenbar hat das furchtbare Schicksal der musikliebenden Königin deren Instrumenten eine Weile verliehen, die diese zu besonderen Reliquien stempelte. Der Hammerflügel, der ihrem Besitzer entstammt und sich jetzt in der Berliner Instrumenten-Sammlung befindet, röhrt von ihrem Hofsiegeranten Pascal Taskin, 1783, her. Auf einer Taste des wunderschön mit Malerei ausgestatteten und wohltonenden Instrumentes befindet sich der Bemerk: vendu par Blanchet Elysee de Pascal Taskin au Citoyen Belcroit en germinal L'année dite 1795. Nun ein kurzer Schritt — zur Königin Luise!

Mit Friedrich dem Großen war die Mußtpflege am Berliner Hofe erheblich gesiegt worden. Sein Nachfolger war ein tresslicher Violoncell-Spieler, und sein Neffe, der tapfere Prinz Louis Ferdinand, ging so fehr in seiner Lieblingskunst auf, daß er mit Künstlern ganze Nächte musizirt verbrachte. Auch die Königin Luise war eine begeisterte Verehrerin der Musik, nur verjagte ihr das herbe Schicksal eine Einführungnahme auf diese Kunst. Das Hohenzollern-Museum bewahrt eine ganze Anzahl von Instrumenten aus dem Besitz der Königin auf, außer einem Hubn'chen Flügel noch drei Saiten-Instrumente: eine Harfe und zwei sogenannte Lyra-Gitarren, von denen die eine sich der Form einer antiken Amphora nähert. Die beiden sogenannten Tonwerkzeuge erinnern an jene Zeiten der Revolution, wo das alte Griechenthum Mode war, d. h., wo man in Kleidertracht und Geberden die Antike nachzuahmen suchte. Natürlich gehörte zum altgriechischen Kittel auch eine Lyra, zu der man einfach die wieder in Aufnahme gekommene Gitarre umgestaltete. Nun spielte man aller Unbequemlichkeit zum Trotze die Lyra, — denn diese Lyra-Gitarren waren absoletlich unbequem, — und langt es auch nicht altgriechisch, so sehr es doch wenigstens so aus. Solche Instrumente haben sich viele erhalten, sie wurden noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts fertig, aber selten erreichten sie die Schönheit der Form, wie die höchst eigenartige Lyra-Gitarre der Königin Luise, die offenbar eines der ältesten Exemplare dieser Gattung ist.

Ebenfalls im Hohenzollern-Museum hat ihren Ehrenplatz erhalten die Laute des Sängers der Freiheitsfriege, Theodor Körner's. Es ist nicht eigentlich eine Laute, sondern nur eine Verwandte von dieser, eine sogenannte Mandola, d. h. eine Gitarre mit halbbirnenförmigem Schallkörper. Man weiß, mit welcher Liebe der heldenmuthige Dichter seine Laute pflegte, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß seine Lieder ihre sangesfähige Form zum großen Theile dieser Liebe verdanken. Eine Kunst des Schicksals hat uns aber auch die Gitarre des Komponisten jener Freiheitslieder erhalten, und beide Instrumente seien hier wenigstens im Bilde vereint. Karl Maria von Weber erhielt sie von seiner Braut, Caroline Brandt, geschenkt; ein eingekleidetes Bunttuch an der Decke des Schallkörpers erinnert daran. Das geliebte Instrument begleitete den Künstler auf allen seinen Reisen. Erst jüngst ward die Relique dem Berliner Instrumenten-Museum von Weber's Enkelin, Frau von Wildenbruch, geschenkt, um hier neben dem Flügel Weber's der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Zum Schlüsse bringen wir noch einige berühmte Vertreter der Königlichen Instrumenten-Sammlung am Schinkelplatz zu Berlin, die ihre Existenz dem Interesse zweier Kaiser dankt. Die Namen, die diese Instrumente tragen, verdeutlichen verständlich genug ihre musikalgeschichtliche Bedeutung. Allerlich sind die beiden Mozart-Instrumenten. Da ist eine kleine Breitlaube, die Mozart als Kind spielte. Es ist ein merkwürdiges Instrument von zartem Tone, von der Hand eines Salzburger Meisters. Von oben sieht es aus wie eine gewöhnliche Violine, in der That aber besteht der Schallkasten aus einem winzigen Holz-Cylinder, wie ihn die Tanzmeister-Geigen der Bennett-Zeit hatten. So konnte

das Kind, dessen Aermchen zu schwach war, um eine große Geige zu halten, doch die Applicatur einer solchen auf seinem „Breitl“ erlernen. — Heutzutage in seiner Art ist auch das Mozart-Klavierspiel, dessen sich der junge Mozart auf seinen Reisen in der Poststube bedient haben soll. Es ist nicht größer als ein Handklavier, hat auch dieselbe Form, und doch ist sein Klang hell und unvergleichlich laut; dabei ermöglicht eine ingenios erdachte Vorrichtung sogar noch die Verschiebung der ganzen Tonlage des Klaviers um einen Halbton.

Ebenfalls ein Meisterklavier ist es, das auf einem Messingstisch den Namen Meyerbeer trägt, und das die Töchter des Komponisten, Frau Baronin von Korn und Frau Prof. Richter, der Sammlung mit vielen anderen Reliquien des Meisters zum hochherzigen Geschenk machen. Wer von den Leserinnen seinen frischen, runden Klang dort gehört hat, wird ihn wohl nicht so leicht vergessen.

Das letzte der hier abgebildeten Instrumente, der Bachflügel, muß für sich selbst sprechen. Mit seinem romantisch-rauhenden Ton und den wunderbaren Klang-Combinationen ist er ein Stolz der Berliner Sammlung und zugleich ein Zeuge der Fürsorge, die die Preußische Regierung dem Andenken unserer großen Tonmeister widmet. Er bildet zu dem Autographen-Schäpe Bach'scher Musik in der Königlichen Bibliothek die würdigste Ergänzung, ebenso wie die Instrumente Weber's und der anderen Meister das notwendige Seitenstück zu den übrigen Musiksäcken der Berliner Bibliothek liefern. Und darauf können und sollen die Berliner Stolz sein! Denn keine Stadt der Welt beherbergt solche Schäpe der Tonkunst, wie die deutsche Reichshauptstadt. Vielleicht, daß man einmal daran denkt, die vorhandenen Reliquien in einem eigenen Museum zu vereinigen; sollte ein Museum der Tonkunst für Deutschland, das klassische Land der Musiker, weniger Berechtigung haben als alle die vielen anderen? Die Opferwilligkeit, zum Ausbau beizutragen, beweisen die reichen Schenkungen, die dem jungen Institute von allen Seiten zuflossen.

Nachdruck verboten.

## Altes und Neues aus Japan.

Von Robert Pröß.

**M**er von meinen schönen Leserinnen hätte nicht Sullivan's Mikado gesehen, der seinen Triumphzug durch fast ganz Europa gehalten hat? Es war aber nicht nur die reizvolle, charakteristische Muße, die ihm diese Siege bereitet, auch das Colorit, das Kostüm dieser Oper hat viel dazu beigetragen, sowohl durch die Neuheit und Fremdartigkeit, als durch die Grazie und Eleganz, die ihm anhaften bei aller burlesken Übertriebung, mit der hier die Sitten behandelt sind. Gleichwohl wäre es irrig zu glauben, daß das Kostüm dieser Oper, besonders was die Damen betrifft, das Kostüm der höheren und höchsten Kreise des heutigen Japan sei. Selbst die Kostüme, die man in Paris und in London als solche verkauft, entsprechen den Toiletten der vornehmen Welt von Tokio und Nagasaki so wenig, wie die in den großen Städten Europas in die Mode gekommenen japanischen Zimmer-Einrichtungen den wirklichen der japanischen Paläste und den Häuser der Vornehmen und Reichen entsprechen. Denn jene bunten Gewänder mit ihren Gold- und Silberstickereien werden von den vornehmen Frauen des heutigen Japan kaum noch bei feierlichen Gelegenheiten im Innern der Häuser getragen. Deutlich sieht man sie fast nur an den Tänzerinnen und Sängerinnen, die, an den Schulen von Tokio gebildet, bei den Festen der Reichen und Vornehmen mit ihrer Kunst aufzuwarten, ferner auf den Theatern, wo sie jedoch von Männern getragen werden, weil in Japan, wie in längst vergangenen Zeiten bei uns, die Frauenrollen noch immer nur von Männern dargestellt werden dürfen. Und während die angeblichen japanischen Zimmer-Einrichtungen bei uns eine Anhäufung der buntesten Gegenstände darbieten, wie man sie in den chinesischen und japanischen Kaufläden zur Schau stellt findet, zeichnen sich die wirklichen japanischen Zimmer-Einrichtungen gerade durch ihre Leere und Einfachheit aus, sodass nicht selten die Sauberkeit und die schlichte Feinheit der Verhältnisse ihr größter, ja einziger Schmuck sind. Als der Kapitän der französischen Marine, Julian Baud, der unter dem Namen Pierre Loti zwei Werke über Japan veröffentlicht hat, denen ich diese und die noch folgenden Mittheilungen verdanke, — wobei aber zu bemerken ist, daß im Laufe des letzten Jahrzehnts sich vieles europäisch haben dürfen, was daher auch für die nachstehenden Schilderungen gilt, — als also Loti durch die Säle und Zimmer des Kaiserlichen Palastes Atahaba in Tokio fuhr, fand er sie durchgehend fast leer. Wie in allen japanischen Häusern, waren auch hier die Fußböden mit weißen Matten bedekt, die Wände, was die Umschüttungen betrifft, von hellem Naturholz, einzig, wenn es sich um einen Kabinett-Saal handelt, von weißem Papier. Keine Skulptur, keine Malerei, — höchstens hier und da ein paar goldene Vögel im Fluge, leicht wie von ungefähr auf die weißen Wände geworfen, aber von außerordentlicher Feinheit und Delicatezza der Zeichnung. Kein Möbel, kein Schmuck, außer in den Ecken der Säle und Zimmer grobe Bronze- oder Porcellan-Vasen, von deren Deckel den Besucher eines jener vergnügten Umgänge, die dem Javaner heilig sind oder waren, ansieht. Allerdings ist hier immer nur von Empfangszimmern und -Sälen und von Gesellschaftsräumen die Rede. So groß die Vorliebe des jüngsten Mikado für das Einfache auch sein mag, dürfen die eigentlich Wohnräume der kaiserlichen Familie doch vielleicht einen etwas andern Anblick darbieten. Im wesentlichen zeigen aber die Wohnräume der bürgerlichen Häuser und der japanischen Paläste eine ähnliche, wenn schon etwas farbiger Einfachheit. Und ebenso ist in dem Palaste des früheren Kaiser von Japan, in der alten, heiligen Stadt Kioto, die fabelhafte Pracht der Ausstattung fast ganz auf die Wände der Säle und Zimmer beschränkt. Auch hier begegnet man im übrigen durchgehend der größten Einfachheit und fast überall einer auffälligen Leere. In den Zimmern der Bürgerhäuser, die, von außen schwarz und verwittert, im Innern fast immer den Eindruck einer noch unberührten Neuheit machen, sind die hölzernen Umschüttungen der Wände und die Cassetten der Decken mehr oder minder kunstvoll bearbeitet. Die Papierfüllungen der Wände, von denen mindestens

zwei beweglich sind, zeigen meist kleine Muster von Gegenständen, die sich in der Nähe in Schildkröten, Vögeln, Blumen u. s. w. auflösen. Oder es befinden sich auch größere Gemälde darauf: symbolische Ungeheuer, Vögel im Flug, bizarre, phantastische Blumen und Landschaften. Hier und da stehen kleine, mit schwarzem oder rotem Lack überzogene, vergoldete Gestelle, auf denen der, in seiner Wohnung schlende Buddha oder Haugöye und Bogen mit lebendigen oder künstlichen Blumen prangen. Da die Zimmer das Licht nur durch ein mit bemaltem Papier überzogenes Fenster und durch die offene Thür von der außen hinauslaufenden Galerie oder Veranda erhalten, so stehen zum Schluß gegen Lustzug die bekannten Wandtäfeln bereit. Und da der Japaner und die Japanerin leidenschaftliche Raucher sind, erblickt man wohl auch auf dem mit weißen Matten bedeckten Fußboden einen oder mehrere kleine Kisten, die ein kleines Kohlenfeuer, ein Beutelchen mit Tabak und eine Art Aschenbecher enthalten. Im Winter giebt's noch zur Erwärmung der Füße und Hände ein Kohlenbeden. Alles, was man sonst im Laufe des Tages noch braucht, ist in versteckten Wandschränken enthalten, die oft eine sehr zierliche innere Einrichtung darbieten. Zum Speisen bedient man sich meist schwanzartiger Kissen. Man sitzt entweder mit ausgestreckten, mit untergeschlagenen, oder mit an den Leib herausgezogenen Beinen. Letzteres geschieht immer beim Essen. Die Speisen und Getränke werden auf ein über den Boden gebreitetem Tuch gezeigt. Des Morgens trinkt man Tee und ist mit Vorliebe einige in Essig eingelegte, überzuckerte grüne Blaumen dazu. Das Mittagessen mit seinen verschiedenen minutösen Gerichten wird in einer Anzahl winziger, zugedeckter Tassen servirt. Den Schluss aber macht ein mustergestaltetes Reisgericht, das man ebenso musterhaft verzehrt, nachdem man es mit einer Soße pikant gemacht hat. Zum Essen bedient man sich steiner Stäbchen, die man mit affectierter Grazie zu handhaben weiß. Zum Schlafen werden dünnwattige Matratzen auf den Fußboden gebracht. Man schlafst ganz bekleidet, aber in einem besondern Nachgewand. Die Frauen legen sich mit ihren steifen Frisuren nieder und bedienen sich, um diese nicht zu zerdrücken, steiner ausgeschweifter, gepolsterter Gestelle, auf denen der Hals oder das Gesicht ruht, während der obere Theil des Kopfes frei in der Luft schwebt. Zum Zudecken liegen, wenn es salt ist, Decken mit Löchern zum Durchfahren der Arme bereit. Man schlafst beim Scheine einer Nachtlampe (auch die vor jedem Buddha hängenden beiden Lampen brennen des Nachts) unter einem zeltartigen Betthimmel von schleierartigem Stoff. Ein Wandtäfelchen, um das Kopfende gestellt, bietet noch weiteren Schutz gegen Insekten und Zugluft. Der Fächer und die Peitsche verlassen die Frau auch bei Nacht nicht. Mehr als einmal des Nachts unterbricht sie den Schlaf, um ein paar Züge Tabak zu nehmen, wosür alles bereit steht.

So selten die schönen Erscheinungen unter diesem, im allgemeinen häßlichen Volke sind, so zeigen die Mädchen und jüngeren Frauen in ihrer Haltung und ihren Bewegungen doch eine, wenn schon mit Wunderlichkeit und Absonderlichkeit gemischte Grazie, was durchaus mit ihrer Kleidung zusammenhängt. Ganz jung sind die Mädchen oft hübsch, wie die Kinder fast immer, doch altern sie schnell und werden mit ihren eingedrillten Rägen und enggeschlitzten Augen dann häßlich. Jünger aber bleiben sie in ihren malerischen Gewändern anmutig, mögen sie sich lächelnd verneigen, oder, hinter ihren Fächern hervor kostümirend, mit einander schwatzen und lachen, mögen sie träumerisch auf ihren langhalsigen Gitarren (den Chamégen) spielen, oder auf ihren großen Bogen mit Pfeilen schießen, oder allein und in Gruppen mit ihren Schirmen durch die Straßen der Stadt wandern. Niemals aber sind sie sommerlich, als bei ihren Höflichkeitss-Bezeugungen, deren sie eine ganze Reihe von Abstufungen haben, und die sie so häufig anwenden, daß die Haltung des Oberkörpers davon etwas Eingefügtes erhalten hat. Der höchste Grad der Höflichkeit wird durch das völlige Niederwerfen zur Erde bezeichnet. Die seltsamste Art der Beugung aber ist die der Männer, wenn sie, den Körper halb zusammengeknickt, die flachen Hände auf die Knie legen und den Kopf emporreden.

Zu der Anmut der Mädchen und jüngeren Frauen der niederen Stände kommt bei den höheren noch ein zurückhaltendes, vornehmes Wesen, etwas Gewöhnliches in der Bewegung hinzu, was sie auszeichnet. Der Unterschied zwischen beiden Ständen tritt in der äußeren Erscheinung ungleich stärker als bei uns hervor. Sie tragen zwar beide die langen tunikaartigen Oberkleider mit weiten, offenen, herabfallenden Pagoden-Aermeln; bei beiden werden diese Kleider durch eine lange und breite Schärpe zusammengehalten, die nach hinten in eine mächtige Puffschleife gebunden wird. Während die Frauen der niederen Stände aber helle, wenn auch meist bescheidene Farben wählen, kleiden die höheren sich fast immer dunkel, und der Schnitt ihrer Gewänder, die sich den Füßen noch enger anschließen, zeigt eine höhere Zurückhaltung. Das Hauptzeichen der Damen von vornehmer Herkunft jedoch ist ein kleines, rundes, weißes Schild auf dem Rücken des Kleides, das die heraldischen Abzeichen ihrer Familie zeigt. Der Fächer, das kleine Etni mit der langen silbernen Peitsche, das Tabakbeutelchen und das Geldstückchen, die hinten an der Schärpe hängen, sind allen unentbehrlich. Die Sandalen von Stroh oder lackiertem Leder, die Sammelschuhe und die handschuhartigen Strümpfe mit geteilten Zehen, welche die aristokratischen Damen ganz allgemein trugen, sind auch bei den eleganteren Frauen des Mittelstandes in Aufnahme gekommen, die sich, wie die unteren Stände, aber ganz allgemein hoher Holzschuhe bedienen, wogegen die vornehmen Damen die Straße nur selten betreten, sondern in ihren Djins, zweirädriegen Fahrrädern von ein oder zwei Männern gezogen, ausfahren. Beiden aber gilt es für elegant, mit einwärts gewendeten Füßen zu gehen; beide tragen hohe, ausgepufte Chignons, die Damen der höheren Stände nur noch höhere, breitere, die noch stärker geglättet und mit Camelien-Del durchdränkt sind, was ihnen einladetes Aussehen giebt, wogegen sie sich als Haartrichter einfacher Nadeln bedienen, während die Bürgerfrauen und -Mädchen tüchtliche Blumen oder große goldene Nadeln vorziehen. Auch geschnitten gehen beide; die Frauen und Mädchen der unteren Klassen: Wangen, Hals und Naden ganz weiß, mit einem rothen Flecken auf jeder Backe; die Vornehmnen: das weißgeschnitten Gesicht rosig angehaucht, Hals und Naden von alabasterner Weise, das Roth der Lippen in einer Art und Weise gehoben, daß es ihnen einen Irischenmund giebt. Die Fächer lachten sie schwarz; die Augenbrauen rasierten sie, wogegen die übrigen Frauen die

Brauen nur so weit als möglich emporzuziehen und auf einen feinen schwarzen Strich einzuschranken suchen. Die Kinder werden schon ganz wie die Erwachsenen gekleidet: Mädchen tragen ihre Chignons, ihre Puffschärpen und Pagoden-Aermel, wie die Großen. Die Köpfe der Knaben werden rasirt und nur einzelne Büschelchen Haare lässt man stehen.

Während seines Aufenthalts in Yokohama empfing Pierre Loti eine französisch gedruckte Einladung des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten zur Feier des Kaiserlichen Geburtstags im Palais Nokou Mellan zu Tokio. Dieser Palast, im europäischen Geschmack erbaut und eingerichtet, war bei dieser Gelegenheit mit den dort üblichen bunten Lampen feierlich beleuchtet. Große Rahmen mit der Wappenblume des Mikado, dem heraldischen Chrysanthemum auf violettem Grunde, flatterten in der Luft. Die Gäste wurden von Dienern in schwarzem Frock, roter Weste und weißer Cravatt empfangen, was den gelben Gesichtern mit den wizigen Augen und eingedrillten Nasen ein noch häßlicheres und auffälligeres Ansehen gab. Man stieg eine breite Treppe empor, die auf beiden Seiten von drei Reihen Chrysanthemum, weißen, gelben und rothen, eingefaßt war, zwei mächtige, blühende Rosen bildend. Oben stand der Minister mit drei japanischen Damen zum Empfang bereit, alle in der elegantesten Pariser Ball-Toilette, in der diese Damen, besonders die Frau des Ministers, eine frühere Guecha, d. i. öffentliche Sängerin, sich mit ausgesuchtem Geschmack in tabelloser Weise bewegten. Auch die übrige javanische Gesellschaft, die in den Sälen versammelt war, wo zwei Orchester, ein deutsches und ein französisches, abwechselnd zum Tanze aufspielten, war, bis auf nur wenige Ausnahmen unter den Damen, in europäischer Tracht. Diese nahm sich unter den Toiletten und Uniformen der anwesenden Fremden aber meist etwas ungefähr aus, doch gab es auch hier unter den Frauen keine unscheinbare Erscheinung, wie oft sie, besonders beim Grüßen, auch aus der ihnen aufgebührten Rolle fielen. Eine bedeutsame Unterbrechung gewährte die Ankunft der chinesischen Gesellschaft, lauter die kleinen japanischen Herren stolz übertragende Gestalten, die in ihren glänzenden nationalen Gewändern, mit ihren herabhängenden Schnurknoten und straffen Köpfen verächtlich auf das von einer fremden Kultur belebte Treiben herabahmen und sich auf einer Terrasse ganz davon absonderten. Einen noch wunderbareren Anblick boten die kurze Zeit später erscheinenden Prinzessinnen von Schlett mit den Damen ihres Gefolges dar. Die kleinen Figuren mit den bleichen Gesichtern waren in die alte Ceremonial-Tracht des Landes gekleidet, die auf vergangene Jahrhunderte zurückweist. Aus den scharlachrothen Kleidern, die sich nach unten zu einem crinolinartigen Rock erweitern, blühten nur dann und wann die kleinen Füßen in rothen Babouchen hervor. Ein priesterartiger Mantel mit weiten Pagoden-Aermeln von schwerem Brocat fiel in starrende Falten darüber, sodass die Form des Körpers völlig darunter verschwand. Von Ferne sahen das Gewand mit bunten Rosetten bestickt zu sein, die sich jedoch in der Nähe in wunderliche Gestalten von Ungeheuern, Thieren und Blumen auflösten. Den kleinen Kopf bedeckte eine ungeheurende Frisur, die ihm ein sphinxartiges Aussehen gab. Die schwarzen Haare, säuberlich über ein Gestell gezogen, fielen nach hinten in der Form einer ägyptischen Haube herunter und endeten in einem Zopf. Es versteht sich, daß diese Frisur mit Camelien-Del durchdränkt und gesättigt war, um den Eindruck des Ladys herzubringen. Obwohl häßlich, sahen diese Damen doch alle distinguiert und vornehm aus und entbehren in der Strenge, Fremdartigkeit und Alterthümlichkeit ihrer Erscheinung keineswegs eines gewissen Reizes. Sie würdigten die übrige Gesellschaft kaum eines Blicks aus ihren kleinen, kaum geöffneten Augen. Sie gingen stumm mit einem rätselhaften Blick an ihr vorüber und sonderten sich von ihr ebenfalls in einem besondern Zimmer ab. Auch ist es niemand erlaubt, mit einer dieser Damen zu tanzen, was im übrigen ganz in europäischer Weise geschieht. Im Erdgeschoß gab es Saal- und Spielsäle, und in den Galerien waren drei große Büfets aufgestellt, wie sie dem grobstötigsten europäischen Balle zur Ehre gereicht haben würden. Hier ahen die japanischen Damen das Eis ebenso graziös mit dem Löffel, wie bei sich zu Hause mit dem hölzernen Stäbchen.

Pierre Loti hatte das Glück, das alte Ceremonial-Kostüm des japanischen Hofes noch einmal staunend betrachten zu können. Es war beim Chrysanthemum-Fest, das die Kaiserin alljährlich im Herbst in den Gärten des Palais Asakaba veranstaltet, und das, nebst dem Kirchentag im Frühling, die einzige Gelegenheit ist, bei der sie einigen wenigen Ausgewählten entstellt sich zeigt. Nachdem die geladenen Gäste sich in dem genannten Palast versammelt, der an sich nichts Besonderes darbietet, bewegte man sich im Zuge nach dem Garten, dessen mit seinem Sande bestreute Gänge zum Theil durch schwarze, weißkantige Kreppschleier verhüllt waren. An einem mit seidenen Kreppschleieren vom zarsteten Violett auf Bambusgittern umhangenen Rundtheil machte man Halt. Zwischen diesen Gittern entfaltete sich die Ausstellung der jetzt in voller Blüthe stehenden Chrysanthemen, zu deren Bezeichnung man eben eingeladen war. Es war ein Triumph der Gartenkunst. Nicht nur, daß letztere jenen in Japan heilig gehaltenen Blumen Blüthen entlockt hatte, wie man sie vorher weder in Größe, Form und Farbe gesehen, sondern jede Pflanze hier besaß nur einen einzigen Stengel, jeder Stengel eine einzige Blüthe und jede dieser Blüthen hatte sich gleichzeitig zu mafelloser Schönheit entfaltet. So groß die Überraschung war, sollte sie von einer anderen doch überboten werden. Als man einen Hain von Gedern durchschritten und einen von Lotus überwuchernden Teich nebst einem kleinen Reisfeld zur Seite gelassen hatte, das, nach einer alten Überlieferung der Mikado alljährlich mit eigenen Händen mäht, erreichte man den Gipfel eines kleinen Hügels, von dem man zunächst ein Parterre von lautet rothen Chrysanthemen überhäute, das wieder von leichten, mit violetten Schleier verhangenen Gittern umstellt wurde, die eine zweite Ausstellung dieser Blumen umhogen. Hier hatte jede Pflanze an hundert Stengeln von mächtiger Höhe getrieben; alle Stengel erschienen symmetrisch um den Hauptstengel geordnet, jeder trug eine einzige Blüthe, jede Blüthe war zu vollster und reinster Schönheit entwickelt, und alle Blüthen einer Pflanze schlossen sich zu einem Bouquet zusammen, das der Krone eines Baumes gleich.

Die wunderbarste aller Überraschungen gewährte schließlich die Erscheinung der Kaiserin, die sich jetzt plötzlich in der Ferne, an der Spitze ihrer Damen, im Scheine der scheidenden Sonne zeigte. Ein unsichtbares Orchester, das bisher

Melodien aus italienischen, deutschen und französischen Opern gespielt, brach plötzlich ab und stimmte langsam und feierlich die Klagen der Töne einer japanischen religiösen Hymne an. „So lange ich lebe,“ heißt es bei Loti, „werde ich diese Scene vor Augen sehen, wenn alle anderen Wunder dieses wunderbaren Landes auch meinem Gedächtnish entschwunden sein sollen. Sie haben von fern nur wie Puppen aus, diese Frauen, wie Puppen, die mit ihren Nüssen auf einer breiten Basis zu stehen scheinen, so starr und baufsig fielen ihre Gewänder zur Erde. Sie schienen zu beiden Seiten des Gesichts eine Art schwarzer Flügel zu haben, — ein Eindruß, den ihre selbstsame Haartracht hervorbringt, — sie gingen unter dem Schutz ihrer in allen Farben schillernden Sonnenfahne. Sie, die an der Spitze schritten, trug ein Kleid von zartestem Violett, von weißen Blumen, ohne Zweifel von Chrysanthemen überhäutet, denn sie war die Kaiserin, deren Name Harouto d. i. Frühling bedeutet.“ — Das kaiserliche Kostüm war daselbe, das Loti bereits im Palast Nokou-Mellan gesehen.

Bei der Ankunft der Kaiserin verneigten sich alle Europäer nach der Sitte ihres Landes; die Japaner aber standen halb zusammengeknickt, die Hände platt auf den Knien, den Kopf zur Erde gebeugt. Die Erscheinung der Kaiserin machte den Eindruck des Vornehm-Ungewöhnlichen, in des Wortes höchster Bedeutung. Obwohl sie sich im Kostüm nur wenig von den Damen ihres Hofes unterschied, kündigte sie sich doch durch alles als die Herrscherin an. Der fühlte, unveränderliche Ausdruck, der auf ihrem Gesicht lag, wies gleichsam auf ihre göttliche Abstammung hin. Die Flügel ihres Haarpuffs waren breiter, ihre Köpfe noch länger, als die der übrigen Damen, aber nur, weil ihr Haar reicher und schöner war. Ihre kleine durchsichtige Nase hatte nach unten eine leichte adlerartige Biegung, ihr Mund trat gebieterisch hervor. Einzig die Farbe ihres Gewandes und die heraldischen Blumen, die es schmückten, bezeichneten sie als die Kaiserin. Nachdem sie mit ihrem Gefolge die Blumen besichtigt hatte, wendete sie sich nach einem Klost, in dem für sie und ihre Gäste eine Tafel nach europäischer Sitte gedeckt war. Die Tafel stimmte wieder die früheren weltlichen Weisen an, und das Mahl begann. Doch nippte sie nur von einzelnen der Gerichte und ließ sich zwischen die fremden Damen vorstellen, mit denen sie einige gleichgültige Worte wechselte, worauf sie sich wieder erhob und, in derselben gehaltenen, feierlichen Weise, in der sie gekommen, ihre Gäste verließ, die sich nun den Freuden der Tafel angewandt hielten. Es war vielleicht das letzte Mal, daß der Hof der Kaiserin in der alten Ceremonial-Tracht des Landes erschien. Nur wenige Monate später erließ der Mikado eine Verordnung, die den Damen des Hofes befahl, sich hinfest nur noch nach europäischer Sitte gekleidet zu zeigen.

Außer als diese oben geschilderte Tracht ist aber das Kleid der Kaiserin Gyzin gon Noyo, das man in Kamakura, in dem dieser Fürstin nach ihrem Tode errichteten Tempel, dem Tempel von den sieben Rahmen, denn das ist der Name, unter dem sie als Gottheit verehrt wird, errichtet hat. Es ist ohne Zweifel das älteste weibliche Kleid, das die Welt besaß, denn seine Besitzerin starb um 200 nach unserer Zeitrechnung. Es liegt an gewisser Stelle in einem Kasten, von welcher Seite umwickelt; der Stoff, mit der Zeit so murbe geworden, daß man fürchtet, er werde unter den Händen zerreiben, sieht sehr unscheinbar aus. Bei näherer Besichtigung aber zeigt sich, daß es ein Anzug von wahrhaftfürstlichem Raffinement ist. Es ist ein Oberkleid mit sechs Unterleibern von zarter Seiden-Mousse-line, jedes von einer anderen Farbe, die nur in der langen Schleife, in der die verschiedenen Röcke durcheinanderliegen, sichtbar wird. Das Obergewand ist von blendendstem Weiß gewesen, daß aber durch das Alter eine Elsenbeinfarbe erhalten; es ist mit liegenden Vögeln und Drachentöpfen in der Größe eines Sperrlings in einer so kunstvollen Weise durchdrückt, daß die Stickerei fast ebenso dinn und durchsichtig ist, wie der Stoff des Gewandes. Dies gilt auch von den Unterleibern, von denen das erste ein seines Lichtes Gelb, das zweite ein däseres Blau, das dritte ein düstiges Vila, das vierte ein Altgold, das fünfte ein zartes Grün und das letzte, unmittelbar den Körper der Kaiserin umschließende, die violette Kaiserliche Farbe zeigt. Alle sind sie mit fremdartigen Thieren und heiligen Symbolen durchdrückt; das letzte ist durchzogen von den heraldischen Chrysanthemen. Der Schnitt des Gewandes ähnelt der heutigen Tracht; es hat dieselben großen Pagoden-Aermel, aber einen hohen, aufgerichteten Kragen, der das Gesicht gleich einer Medici-Straße umrahmt haben muß.

Bei dieser Zähigkeit der Überlieferung ist es anzunehmen, daß das Kostüm und die Sitte des Landes der eindringenden europäischen Kultur noch heutigen Tages Widerstand bieten dürften. Doch sind die Verhältnisse immer stärker als die Menschen, und gerade Japan gewährt neben der höchsten conservativen Gewinnung ein Beispiel so schneller Wandlung, wie es bisher in der Geschichte überhaupt unerhört ist. Die Erscheinungen des augenblicklich zwischen Japan und China wütenden Krieges geben den Beweis dafür.

Nachdruck verboten.

### Tod der heiligen Clara.

Zu dem von der Dresdener Galerie neu angekauften Bildhe Mariillo's.  
Siehe Seite 172.

Selten ist die Kunst Mariillo's besser charakterisiert worden, als durch den Mann, dessen Vermögen die ländliche Hauptstadt ihre neueste große Erwerbung zu danken hat, durch Karl Woermann, den Director der Dresdener Gemälde-Galerie. Nach ihm ist Mariillo „der unerreichte Darsteller der inbrünstigen Andacht, der göttlichen Wunderscheinungen und der himmlischen Herrlichkeit“, und wie recht er hat, ihn so zu nennen, das zeigt ans neue das herrlichste Gemälde, in dem der achtundzwanzigjährige Meister den Tod, oder vielmehr die lebte Vision der heiligen Clara schildert. — Eben von Madrid zurückgekehrt, wo er unter Velasquez' Leitung die Meisterwerke des Escorial, die vollendetsten Schöpfungen Tizian's, Rubens', von Dyck's u. s. w. studirt hatte, erhielt Mariillo im Jahre 1646 den Auftrag, einen Cyclus von elf Bildern für den sogenannten kleinen Hof des Klosters San Francisco in Sevilla zu malen, in denen die Wandertaten und Visionen herortragender Franciscaner verherrlicht werden sollten. Mit glorhafter Begeisterung machte Mariillo sich an die Arbeit, und wenn auch die Erinnerung an die großen Vorbilder, an Tizian, Rubens und Veronese insbesondere, seine Malweise noch stark beeinflußte, so offenbarte sich doch schon an diesem Jugendwerk echt Mariillo'sche Kraft und

Schönheit. Von den elf Bildern waren neun in quadratischem, zwei in langgestrecktem Format ausgeführt. Die beiden langgestreckten sind die berühmte „Engelsfische“ im Louvre und der „Tod der heiligen Clara“. Das letztere kam, nachdem die Franzosen 1810 das Kloster San Francisco zerstört und ausgeraubt hatten, nach mancherlei Irrfahrten in den Besitz des Earl of Dubley, von dem es die Dresdener Galerie nur für 70.000 Mark erworben hat. Über das Motiv des Bildes gibt uns die Carl Jütt's Murillo-Biographie cürftige Legendenzählung „Flos Sanctorum“ Aufschluß. „Als die heilige Clara“, heißt es hier, „der einst Sanctus Franciscus selbst ihre langen Haare abgeschnitten hatte, nach zweinundvierzigjährigem Klosterleben vor ihrem Ende stand, hörte eine Schwester sie mit sich selbst reden, ihrer Seele zu der bevorstehenden Fahrt mit solchem Heilteile Glück wünschen. Befragt, erklärt sie, sie läche die Königin der Engel. Auf ihre Fürbitte wurde dann auch jener das Auge geschlossen, und sie erblickte, was der Maler uns hier entzweiert hat.“ — Was aber hat der Künstler aus diesem Motiv für ein herrliches Kunstwerk erschaffen lassen! Wie interessant ist nicht links die Gruppe der Mönche und Nonnen, deren vorderste in faulender Bewunderung die Hände erhoben hat, weil sie den Vision ebenfalls theistisch geworden ist, während die anderen betend und wehklagend die Hände umringen. Wie charakteristisch ist nicht jeder einzelne Kopf, wie bedeutend wirkt nicht diese ganz realistisch behandelte und doch so schöne, stimmungsvolle Gruppe innerhalb der ersten, hochantragenden, sänftengeprägten Klosterhalle! Und nun erst der rechte Theil des Gemäldes mit seinen wunderbaren Frauengestalten, seiner jugendlichen Farbenpracht! In wallenden weißen Gewändern, Armbändern auf den schönen Köpfen, Friedenspalmen in den Händen tragend, schweben auf Wolken die Himmelsjungfrauen heran; in ihrer Mitte, lichtumflossen, die Königin der Engel und Christus selbst in rothen und blauen Gewändern: wahrlich das Werk eines „unterreichten Darsellers himmlischer Herrlichkeit“, die Schönung echter Begeisterung, die Offenbarung einer wahrhaft gottbegabten Künstlerschaft!

R. S.

Nachdruck verboten.

### Das gefärbte Glas.

Von J. von Falke.

**S**IE Geschichte des Glases ist fast so alt wie die beglaubliche Geschichte der Menschheit überhaupt. In dieser langen Jahrtausenden zeigt sich dabei eine Mannigfaltigkeit, eine künstlerische Gestaltung, die für ein anscheinend so einfaches Material erstaunlich ist. Immer neue Arten folgen einer der anderen, oder gehen neben einander her. So geeignet wie das Glas ist, sich in heißem und weichem Zustande jeder Form anzuschmiegen und in der Abkühlung rasch zu erstarren, ebenso fähig erwies es sich, jeden Farbenton anzunehmen, sei es auf der Oberfläche, sei es in der ganzen Masse. Und Farbe an Farbe, Ton an Ton lädt sich aneinander schmelzen und das Zusammengeschmolzene wieder neu als Roh-Material in jede beliebige Form bringen.

Mit solcher Kunst sehen wir das Glas schon am Anfang seiner Geschichte behandelt. Alle die ältesten Beispiele und Fragmente, die uns erhalten sind: die farbigen Glasperlen aus Alt-Aegypten, die bunten, in den Gräbern bei den Barbaren des Nordens gefundenen und wahrscheinlich ebenfalls aus Alt-Aegypten stammenden Millefiori-Kugeln zeigen die Kunst des Glassmachers bereits auf einer hohen Stufe der Ausbildung. Nie wieder erreicht aber ist dasjenige, was in der griechisch-römischen Welt in den ersten Zeiten des Kaiserreiches, oder in den letzten beiden Jahrhunderten der Republik künstlerisch im Glase geleistet wurde, weder an Mannigfaltigkeit, noch sonst an Vollkommenheit. Man spielt da förmlich mit dem buntfarbigen Glase, als ob es Wachs wäre, das sich unter den Fingern verbindet. In eine einfarbige, dunkle Masse sind weiße Flecken durch das Ganze hindurch eingesprengt; verschiedenfarbige Stangen schmelzen zu einer Masse zusammen; bunte Röhren liegen nebeneinander oder in einander; rotes, weißes, violettes, gelbes Glas rollt sich zusammen wie Papier, und Rolle neben Rolle liegt in anders gefärbtem Glase. Die Stangen und Stänglein, dünn und immer dünner ausgezogen, treten mustig in bestimmter Zeichnung zusammen, bilden Laub, Blumen, Kränze, Ranken, Früchte, ja selbst Figuren, und lassen sich so in schönster Regelmäßigkeit zu zierlichen Gefäßen, zu Schalen, Bechern, Flaschen und Fläschchen verwandeln, bei denen die Zeichnung durch die ganze Masse des Materials hindurch läuft. Jeder Edelstein wird in gefärbtem Glase nachgeahmt, der transparente wie der opake (d. h. undurchsichtige), und wird von der Steinschneidekunst, in der ja die Alten die größten Meister waren, zu Gemmen gebraucht. Onyx, achatartig werden verschiedene gefärbte Schichten auf einander gelegt, mit einander verschmolzen, und aus den oberen Schichten schneidet man Figuren in Relief heraus, die sich hell vom dunklen Grund abheben. Und nicht bloß Kameen werden auf diese Weise aus Glas gebildet, sondern man verzerrt ganze Vasen und Flaschen in derselben Art, indem ein dunkles Glas mit weissem glas überfangen und dieses wieder bis auf die Figuren und die Ornamente hinweggeschmolzen wird, sodass die Verzierung sich als zartes Relief, z. B. Weiß auf Blau, wie bei der Portland-Vase, von dem dunklen Grunde scheidet. Solcher Gefäße hat freilich die Verbrechlichkeit des Materials nur wenige unverfehrt auf uns kommen lassen, aber tausende von Fragmenten liefern den Beweis einer äußerst vollkommenen Kunstsinnigkeit bei außerordentlicher Verschiedenheit der Ideen.

Das Mittelalter hat nach den Stürmen der Völkerwanderung, nach dem Untergange des römischen Reiches und dem Sinken aller Kunst nicht viel davon bewahren können. Es

hatte keine eigene Kunst in Glas, keine Glasmalerei, und bildete diese immer schöner, reicher und grohartiger aus, bis es die mächtigen, breiten Fenster der spätgotischen Kirchen ganz damit erfüllte. Das Glasmalerei aber vernachlässigte es Jahrhunderte hindurch und scheint es nur in ungefärbtem Glase, höchstens in grünen Tönen, dargestellt zu haben. Erst aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wenn man vom Orient absieht, sind uns wieder farbig verzierte Glasmalerei verblieben, und zwar nicht solche in der antiken Art, deren Eigentümlichkeit darin besteht, dass die Verzierung sich in der ganzen Masse des Glases befindet. Diese Gefäße, meist Trinkgefäße mit Fuß und Ständer, sind vielmehr auf ihrer Oberfläche mit Farben bemalt, auch mit Ornamenten, wie Medaillons oder figürliche, sich rund um das Gefäß herumziehende Szenen. Der Stil der Zeichnung lässt über die Zeit der Entstehung keinen Zweifel

farben, doch letzteres sehr sparsam, und ahmten Halb-Edelsteine nach, wie den Chaledon und den Aventurin.

Die Blüthezeit beider Glasmalerei, des bemalten in Deutschland, des schön geformten in Venetien, fällt gleichzeitig in das sechzehnte und noch in die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, dann verloren die Kunst allgemein, um im achtzehnten Jahrhundert dem erblühenden Kristallglas gänzlich zu erliegen. Als nur die Engländer mit ihrem strahlenden Kristallglas dem böhmischen den Rang abließen, warf sich die böhmische Fabrikation von neuem auf das farbige Glas, konnte aber, da es an Geschmack und wirklichen Kunsterkenntnissen fehlte, nur den ordinären Markt für ein populäres Luxus-Gerät sich zurückerobern. Das ganze Genre, das nun entstand und bis zu den letzten Jahrzehnten andauerte, ist künstlerisch ohne Wert, da man sich gänzlich auf falschen Bahnen bewegte. Statt die

Wirkung in der farbigen Transparenz zu suchen, riet man ein undurchsichtiges Glas her, um so einen geeigneten Grund für eine künstliche Malerei zu schaffen. Man machte es weiß, porzellanaartig, und konnte nun die ganze Decorations-Kunst der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit ihren bunten Blumen, bunten Vögeln, mit Portraits, schönen Frauenbildnissen und dergleichen sich üppig darauf ergehen lassen. Daß das Glas seine eigenen Eigenschaften und infolge dessen auch seine eigene Kunst besitzt, das war vergessen!

Hier hat nun die Reform unserer Tage begonnen, indem sie dem Glase wieder zu seinem Rechte verhalf. Aber es ist bisher geschehen in einer Weise, die von allen Seiten das Gute aufnahm, ohne viel Selbstständigkeit und Originalität zu zeigen, und auch nicht ohne manigfache Verfehlung und Verlängerung der eigentümlichen Weise. In Venetien oder Murano geht man zurück auf das alte venezianische und zugleich auf das antike Glas; in Österreich sucht man das gefärbte Kristallglas mit schöner Form zu vereinen und hat es in der Farbe zu höchst glänzender, nicht aber immer glücklicher Wirkung gebracht. Die Fabrik Ehrenfeld bei Köln erlangt in jüngerer Zeit wieder das schöne kunstliche Rubinglas; das deutsche bemalte Glas wird aller Orten nachgeahmt und mit Varianten erneuert. So herrscht denn heute auf dem Kunstgebiete des gefärbten Glases ein reges Leben, das trotz aller Nachahmung auch manches Neues schafft und nur der wechselnden Mode allzu sehr unterliegt.

### Redactions-Post.

fragen.

Perlen. — In „Emilia Galotti“ heißt es bekanntlich: Perlen bedeuten Thränen. Woher stammt dieses abgläubische Wort?

Comtesse Ed.

### Antworten.

(Auf die beigefügten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Zelbstständigkeit der Frauen** (186). — Wir können Ihre Frage in dem knappen Rahmen der Redactions-Post nur sehr unvollkommen beantworten. zunächst möchten wir die Gegenfrage stellen: Verhalten sich denn wirklich die meisten Regierungen und Behörden den Frauen-Bestreben gegenüber so ablehnend? Und scheint, daß doch bereits vielfach wohlwollende Anstrengungen gemacht worden sind, um den auf neuen Bahnen wandelnden Frauen entgegenzutreten. Das nebenbei auch primitiv abweisende Anschauungen in massgebenden Kreisen vorhanden sind, soll nicht geneigt werden, aber diese sind wohl keineswegs lediglich auf Schwerfälligkeit, Kurzflächigkeit, Kleinstlichkeit und Eifersucht zurückzuführen. Der Staat kann bedrangten Gliedern nur so weit zu Hilfe kommen, als nicht eine größere oder für die Allgemeinheit wichtige Anzahl anderer Glieder dadurch geschädigt wird. Er hat fortwährend nach vermittelndem Ausgleich zu suchen und wird daher einem leidenschaftlich vorwärts drängenden Theile selten genug thun. Sein, d. h. unser aller Haupt-Interesse liegt in der Förderung der Familie, nicht in der der Einzel-Erziehungen. Durch den Übergang männlicher Beschäftigungswege in weibliche Hände wird aber zweifellos die Einzel-Erziehung gefördert, das Heiraten den Männern noch schwerer gemacht, als es ohnehin schon ist; die Möglichkeit, Familien zu begründen, schreitet zum eigenen Schaden der Frauen rückwärts statt vorwärts. Morale, sanitäre und politische Betrachtungen verschiedener Art treten hinzu, um den Gesetzgeber nur sehr vorsichtig an diese Frage mit ihren noch unberedebaren Ergebnissen herantreten zu lassen. „Welch“ wird die Frauenfrage überhaupt nicht werden; aber zu ihrer Klärung wäre es vielleicht ganz richtig, wenn man dem weiblichen Geschlechte die akademische Carride erleichterte und gewisse, mit Talent erfreute Berufskarten ihm zugänglich mache. Wir neigen der Ansicht zu, daß die natürliche Verschiedenheit der Geschlechter, — die, unter dem eigenen Einfluß der Frauen, weit mehr als die Brutalität der Männer die lebhafte Gesellschaftsordnung hat entschärfen lassen, — von selber dafür sorgen wird, daß den gar zu hohen fordern den Frauen die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Andererseits lädt sich aber auch allerlei gegen ein solches Experiment einwenden. — Schließlich darf man nicht vergessen, daß verhältnismäßig eine nur kleine Anzahl von Frauen direkt an diesen Bestrebungen beteiligt ist und überhaupt beteiligt sein will, daher auch dieses Moment die Zurückhaltung der Regierungen und Behörden erklären werden lädt.

**J. v. R. München.** — Zweck der neuen Berliner Genossenschaft Pan ist in erster Reihe die Herausgabe einer illustrierten Monatsschrift, welche Werke der bildenden Künste deutschen und fremden Ursprungs in musikalischen Reproduktionen und bildnerischen Produktionen deutscher und ausländischer Autoren publiciren soll. Das erste Heft sollte noch in diesem Jahre erscheinen. — Der Vorstand der Genossenschaft und zugleich die Redaktion des zutreffenden Journals besteht aus den beiden Schriftstellern Otto Julius Bierbaum und Meier-Graefe.

**H. v. L.** — Ihr Manuscript ist leider nicht verwendbar für uns. Wohin sollen wir es schicken?



Reisselbier Giacomo Meyerbeer's.  
Berühmte Musik-Instrumente. — Siehe Seite 174.